Briefe

Des

Hochehrwürdigen Vaters

Cajetans Cattaneo,

Missionarius

der Gesellschaft JEsu,

an den Herrn

Cattaneo

seinem Bruder.

Nach der französischen Uebersetzung.

Wien, Prag und Triest,
Gedruckt und verlegt bey Joh. Thomas Trattnern, kaiserl.
königl. Hofbuchdr. nnd Buchhäudlern. 1756.

Erster Brief.

zu Buenos Ayres
den 18. May 1729.

Liebster Bruder.

Endlich sind wir zu Buenos Ayres angelanget, und ich bediene mich der ersten Augenblicke, in welchen ich Zeit habe, um das Versprechen zu erfüllen, welches ich gethan habe, dir von unsrer Reise Nachricht zu geben. Selbige ist überaus glücklich gewesen, und ob wir gleich viel Unbequemlichkeiten haben ausstehen müssen, welches bey einer so langen Schiffahrt unvermeidlich ist, so gesteht doch jederman, daß wir sehr gut davon gekommen sind.

Wir verließen die Rhede von Cadix das vergangene Jahr am Abend vor Weihnachten. Wir waren alle Missionarien zusammen, an der Zahl 80. auf zwoen Fregatten. Wir hatten noch eine Patache von 20. Canonen bey uns, und ein andres Schiff, welches sich zu uns gemacht hatte aus Furcht vor den Seeräubern. Es sollte uns bis an die canari-

rischen Inseln folgen, und von daraus ganz allein nach Neucartagena gehen.

Wir hatten gar bald das Land aus dem Gesichte verloren, da wir einen günstigen, aber ein wenig zu heftigen Wind hatten. Unser Schiff empfieng zuweilen so gewaltige Stöße, daß man sich kaum aufrecht erhalten konnte. Ein Matrose, der sich nicht genug vorsah, fiel in das Meer. Wir sahen ihn mit Vergnügen darinnen wie ein Fisch herum schwimmen, ohne einmal die Tobakspfeife zu verlieren, die er im Munde hatte. Wir warfen ihm nur ein Schiffseil zu, und so gleich war er wieder im Schiffe.

Ob wir gleich des heftigen Windes wegen nur wenig Seegel aufziehen konnten, so kamen wir doch in fünf Tagen im Angesichte der canarischen Inseln an. Ein widriger Wind, der sich erhob, nöthigte uns bis an den heiligen Dreyfaltigkeitstag zu laviren, an welchem Tage wir in der Bucht Sancta Crux zu Teneriffa Anker warfen. Wir hielten uns daselbst auf, bloß um uns mit Lebensmitteln, Wasser, Mastbäumen, und andren Dingen mehr zu versehen, und um einigen Familien in den canarischen Inseln Zeit zu lassen, sich auf der Parache einzuschiffen. Diese Familien waren bestimmet, eine Pflanzstätte zu bevölkern, welche jetzo auf Befehl des Königs in Spanien unweit der Mündung des großen Flußes la Plata an einem Orte Monte Video genannt, von welchem ich anders wo reden werde, angeleget wird.

Während der kurzen Zeit, daß wir uns in der Bucht Sancta Crux aufhielten, empfiengen wir alle Arten von Höflichkeitsbezeigungen von Seiten des Consuls von Frankreich. Er kannte den Va-

ter

ter Hieronymus Herran Procurator der Missionen in Paraguay sehr genau, welcher die Reise mit uns that, und welcher unser Superior war. Der Consul begnügte sich nicht nur alle nur mögliche Achtung für den Vater Herran zu haben, sondern er ließ einen jeden von uns die Wirkung davon spühren, und es war keine Art der Erfrischung, die er uns nicht zusendete.

Der Herr Bischof von Sancta Crux war damals in der Insel Palma, mit der Besichtigung seines Kirchsprengels beschäftiget. Allein sein Secretar gab uns im Namen des Prälaten, dessen gute Gesinnung für uns er kannte, alle nur mögliche Kennzeichen seines Wohlwollens, und seiner Freundschaft. Wir brachten daselbst einen Tag zu Lande zu; viere von unsern Vätern speisten zu Mittage im Hause des Bischofes. Es befand sich ein Italiener daselbst, welcher sich in der Insel niedergelassen hat, wo er einen sehr ansehnlichen Rang behauptet. Das Amt, welches er bekleidet, wäre allein genug ihm, in einem Lande, wo man wohlfeil lebt, ein gemächliches Leben zu verschaffen. Ueber dieses führet er eine ansehnliche Handlung. Als er gehöret hatte, daß Italiener unter den Missionarien wären, so kam er geschwind an den Ort gelaufen, wo wir waren, und bezeigte, als er uns sah, alle die Freude, die man gemeiniglich zu empfinden pfleget, wenn man nach einer langen Entfernung von seinem Vaterlande unvermuthet wieder Landesleute antrift. An seiner Aussprache gleich des Italienischen würde man erkannt haben, daß er ein Bologneser war, wenn er es uns auch nicht gesagt hätte, und ich glaube nicht, daß

man in Bologna selbst eine geläufigere Zunge finden würde. Er wollte uns nicht eher verlassen, bis wir ihm versprachen, den Tag darauf bey ihm zu Mittage zu speisen. Wir hielten ihm unser Wort, und er führte uns in eine sehr artige Casine, die er einige Schritte vor der Stadt hatte. Die Mahlzeit war prächtig. Da wir mit Leuten zu Tische waren, die viel gelesen, und viel Reisen gethan hatten, so fieng unser Gespräch an sehr lehrreich zu werden. Die belustigenden Erzählungen, welche unser Bologneser zu Zeiten darein mischte, verhinderten, daß selbiges nicht allzu ernsthaft wurde. Denn er hatte einen angenehmen und wohl ausgebildeten Verstand. Nach dem Mittagsessen führte er uns in die Stadt, die nicht sonderlich ansehnlich ist, da die Häuser sehr niedrig sind, wenn man der vornehmsten Einwohner der Insel ihre, die Klöster, und sonderlich den Bischöflichen Pallast ausnimmt, welcher sehr schön ist. Die Nacht kam heran; wir schieden mit Widerwillen von diesem angenehmen Italiener, der uns sowohl bewirthet hatte; ja er wollte uns bis zur Abreise des Schiffes bey sich behalten, allein wir konnten dieses höfliche Anerbiethen nicht annehmen. Sein Name ist Kaspar Biondi von Conti; seine Mutter lebet noch, und er hat einen Bruder, welcher seinen Namen, und sein Haus in Bolognen fortsetzet.

Die Insel Teneriffa stellet den Augen von weiten nichts als übereinander gehäufte Gebirge, und erschreckliche Felsen dar. Das merkwürdigste was darauf ist, dieses ist der berühmte Pico. So nennet man einen gewissen sehr hohen Berg mitten auf der Insel, den man bey heitrem Wetter auf 50.

Meilen in der See sehen kann. Er ist gemeiniglich mehr als über die Hälfte mit Wolken bedecket, über welche sich in Gestalt eines Zuckerhutes die große Spitze des Berges oder der Pico erhebt, der fast jederzeit mit Schnee bedecket ist. Der vornehmste Reichthum der Insel besteht in Tabacke, Seide und Weine, der in ganz Europa unter dem Namen Canariensect bekannt und beliebt ist. Es befanden sich in dem Haven von Sancta Crux, die Zeit über, die wir uns da aufhielten 15. bis 16. Schiffe von verschiedenen Nationen, welche in Bereitschaft stunden, mit ihrer Ladung von Weine wieder nach Europa zurück zu gehen. Verschiedene Schanzen, die auf den Küsten erbauet sind, vertheidigen dieselben gegen die Seeräuber aus der Barbarey, welche fast beständig in diesem Meere kreuzen, oder auch zu Kriegeszeiten gegen die europäischen Nationen, welche mit Spanien Krieg führen. Die canarischen Inseln sind eine große Bequemlichkeit für die Handlung. Die Schiffe, welche nach Indien gehen, versehen sich gemeiniglich hier mit den vornehmsten Sachen, die sie zu ihrer Reise nöthig haben.

Die Einwohner dieser Inseln sind beständig auf ihrer Hut. Als wir im Angesichte der Insel, und noch nicht angelanget waren, so befürchtete der Generalcapitain schon, daß wir Feinde seyn möchten. Es hatten sich zwey französische Schiffe mit uns vereiniget; etwas weiter waren noch sechs andre, alles dieses zusammen sah einer kleinen Flotte ähnlich. Der Capitain ließ zweene Stückschüße thun, welches das Zeichen war, daß die Einwohner die Waffen ergreifen sollten. Zu Laguna, eine Stadt im festen Lande antwortete man mit einer gleichen Anzahl

zahl Stückschüße, und in kurzer Zeit befanden sich 4000. mit Flinten bewaffnete Einwohner, nebst einigen spanischen Truppen an dem Ufer, welche in den Schanzen vertheilt liegen, von welchen ich geredet habe. Diese haben noch die alten Hakenbüchsen mit Rädern an den Schlössern, und man sagt, daß sie unvergleichlich damit umzugehen wissen. Nachdem wir uns durch die gewöhnlichen Zeichen zu erkennen gegeben hatten, so begrüßten wir im Vorbeyfahren das Citadell mit eilf Stückschüßen. Dieses war genug um die Einwohner wieder zu beruhigen, und die Soldaten wurden so gleich wieder fortgeschicket.

Nichts ist verdrüßlicher, als der Aufenthalt auf einem Schiffe, sonderlich wenn es im Haven still liegt. Allein ein neuer Zufall machte uns denselbigen noch unangenehmer. Es befanden sich auf unsrer Fregatte Truppen, die man nach Buenos Ayres sendete. Es waren ihrer von zweyerley Art; die einen bestanden in alten wohl abgerichteten, und versuchten Dragonern; das andre waren neugeworbene Leute, die sehr übel mit dem Orte zufrieden waren, für welchen man sie bestimmet hatte: denn Paraguay ist in Spanien bey weiten nicht in so guten Rufe, wie Peru oder Chili. Diese neuen Soldaten wollten an das Land steigen, welches man ihnen aus Furcht, sie möchten davonlaufen, zu zugestehen Bedenken trug. Bey dieser Gelegenheit entstand eine Art von Aufruhr. Einige warfen sich in das Meer, und schwammen an das Ufer; sie wurden erkannt, und wieder zu uns gebracht, um so viel geneigter wurden sie dadurch zu einem Aufstande. Bald hatte man nicht Ketten genug,

um

um sie zu fesseln, und unser Schiff schien eine Hölle zu werden.

Diese Aufwiegler beklagten sich ferner, daß man ihnen, seit dem sie aus Spanien gegangen waren, keinen Wein gegeben hätte. Die Sache befand sich zwar wirklich also: allein ihre Klagen waren deswegen nicht gegründeter: denn niemals giebt man auf den spanischen Schiffen den Soldaten Wein, aus Furcht, sie möchten sich betrinken, und alsdann allerley Unordnung anfangen; jedoch so bald sie an dem bestimmten Orte angelanget sind, so läßt ihnen der König das Geld für den Wein austheilen, den sie während der Reise hätten trinken können.

Ein Fremder auf unsrem Schiffe dachte diese Soldaten zu besänftigen, indem er ihnen eine Tonne Malvasier übergab. Allein es geschah gerade das Gegentheil. Kaum hatte ein jeder einen Trunk gethan, so fiengen sie an auf ihre Officier zu schimpfen. Man bestrafte einige der Halsstarrigsten mit Prügeln, dieses hielt auch einige Zeit die andren in der Zucht. Einen Augenblick darauf fiengen sie unter einander selbst Händel an, und kamen zum Schlagen. Zum Glücke hatten sie kein Gewehr. Denn dieses ist auch noch eine sehr weise Anstalt auf den spanischen Schiffen, daß man den Soldaten weder Degen, noch Bajonet, noch Flinte läßt, außer denjenigen, die auf dem Vordertheile, oder Hintertheile des Schiffes Schildwacht stehen. So bald man einen Feind gewahr wird, so wird das Gewehr in einem Augenblicke ausgetheilet. Die Dragoner hatten nicht den geringsten Antheil an diesem Aufruhre; man trug es ihnen auf, die Widerspenstigen zum Gehorsam zu bringen, welches

sie, mit dem Säbel in der Faust, recht wohl bewerk-
stelligten. Dem ungeachtet wurde doch die Ruhe
nicht eher vollkommen wieder hergestellet, als bis
wir den 21. Jäner wieder unter Seegel giengen.

Wir fiengen alsdann wieder unsre ordentlichen
Uebungen der Andacht an. Es ist nicht zu sagen
wie viel Gutes die Missionarien auf den Schiffen
stiften können, und auch wirklich stiften. Frem-
de, Soldaten, Botsknechte, welche alle verbunden
sind, öftern Predigten beyzuwohnen, werden oft
dadurch gerühret, und fassen den Endschuß ihr Le-
ben zu bessern. Wir sahen einige zu unserem Tro-
ste ihre Sünden aufrichtig verfluchen; und dieselbi-
gen durch Ablegung einer guten Generalbeichte aus-
zusöhnen suchen.

Den 26. Jäner befanden wir uns schon un-
ter dem Wendezirkel des Krebses. Hier kamen
die Possentreiber zum Vorscheine. So nennet man
diejenigen Leute, welche, da sie kein Vermögen in
Europa besitzen, nach Indien gehen wollen, um
daselbst ihr Glück zu versuchen. Weil sie aber die
Ueberfahrt nicht bezahlen können, so suchen sie je-
manden auf dem Schiffe zu gewinnen, welcher ih-
nen, ungeachtet der Wachsamkeit der Wächter, un-
ter dem Haufen derjenigen, welche Lebensmittel in
das Schiff bringen, etliche Tage vor der Abreise
hinein hilft, wo sie sich alsdann unter den Ballen
versteckt halten, und so gut leben als sie können,
bis man weit genug in das Meer gekommen ist.
Wenn sie gewiß versichert sind, daß das Schiff nicht
wieder an den Ort zurück kehren kann, wo es her-
gekommen ist, um sie wieder an das Land zu setzen,
alsdann kommen sie einer nach dem andren zum
Vor-

Vorscheine. Der Schifshauptmann, dem diese überflüßigen Kostgänger freylich nicht angenehm sind, schreyt und lärmet, er drohet sie in das Meer zu werfen: allein die Possentreiber wissen schon, daß er dieses nicht thun wird, sie hören ihn also gedultig an. Es geschieht nicht selten, daß man dergleichen Leute auf den Schiffen antrift. Dem ungeachtet ist kein Schiffhauptmann, der sich bey seiner Abreise nicht schmeichelte diese Ueberlästigen durch seine Wachsamkeit von seinem Schiffe abgehalten zu haben.

Ob wir gleich unter der Linie waren, so fühlten wir gleichwohl noch ein wenig, daß es Winterszeit war, entweder weil die Sonne gegen Süden war, oder weil ein sehr kühler Wind wehete. Der Frühling überfiel uns auf einmal, als wir nicht mehr als 9. oder 10. Grade von der Mittagslinie entfernet waren. Die Sommerhitze verzog nicht lange sich spühren zu lassen, und verließ uns nicht eher, als bis wir über den Wendezirkel des Steinbocks vorbey waren. Wir befanden uns zu der Zeit im Herbste, und in dieser Jahrszeit langten wir zu Buenos Ayres an. Auf diese Art hatten wir in der Zeit von drey Monaten alle Jahrszeiten eine nach der andren gehabt.

Um aber in der Ordnung fort zu gehen, so hatten wir einen ziemlich vortheilhaften Wind, der uns nach der Linie zutrieb. Wir hielten zwey neuntägliche Gebeter, eines an den H. Joseph, das andre an den H. Antonius, um durch ihre Fürbitte die Gnade zu erhalten, nicht in die fürchterlichen Meerstillen zu gerathen, welche 20. 30. bis 40. Tage dauren, und die Schiffe bisweilen oberhalb und unterhalb der Linie bis an den 7. oder 8. Grad überfallen. Wenn man sich

der

der Mittagslinie nähert, so fällt der Wind gemeiniglich auf einmal, und man kömmt bloß durch gewisse Wirbelwinde weiter, welche die Spanier Turbonadas nennen, die in einem Augenblicke entstehen, und gemeiniglich von Regen, Blitz, und Donner begleitet werden. Es geschieht selten, daß sie in ihrer Heftigkeit länger als eine Viertelstunde anhalten; allein sie setzen die Luft, und die Wellen, in eine Bewegung, die das Schiff ein oder zwo Stunden lang weiter treibt. Um sich diese Wirbelwinde zu Nutzen zu machen, muß man sich beständig in Bereitschaft halten, die Seegel, nachdem es das Wetter erfordert, aufzuziehen, oder wieder einzuziehen. Denn man wird bisweilen von so heftigen, und gewaltsamen Stößen des Windes überfallen, die, wenn man sich nicht wohl in Acht nähme, das Schiff umwerfen, oder gänzlich untüchtig machen würden. Auf diese Wirbelwinde folgen, wie ich schon gesaget habe, Meerstillen, deren einige länger, andre weniger anhalten, und während deren Dauer man viel auszustehen hat. Die längste die wir zu erdulden hatten, daurete acht Tage lang, und überfiel uns, als wir auf ungefähr 4. Grade von der Linie waren. In meinem ersten Briefe habe ich gemeldet, daß wir sehr enge beysammen wohnten und schliefen, da der Theil vom Zimmer, in welchen wir uns an der Zahl 35. befinden, nicht größer war als ein Backofen. Wenn man heraus gieng, um ein wenig Luft zu schöpfen, so wurde man durch die Sonne verbrannt, deren Stralen gänzlich senkrecht herab fielen, und indem sie von der glatten Fläche des Wassers wieder zurück prallten, die Luft sehr erhitzten. Man konnte bey

nahe

nahe nichts thun, als sich den Schweiß abwischen, der in großen Tropfen das Gesicht herab lief. Was uns aber am ärgsten peinigte, war der Durst. Man gab einem jeden nicht mehr als drey Gläser Wasser des Morgens, und dreye des Abends. Gleichwohl hatten wir einen großen Vortheil vor allen denjenigen voraus, welche diese Fahrt thun. Unser Schiffshauptmann hatte die Fürsicht gehabt, alles Wasser, welches für die Reisenden bestimmet war, auf eine Menge wohl zugemachter Flaschen, und dasjenige, was für das Schiffvolk gehörte, in neue wohl verwahrte Fässer füllen zu lassen. In beyden blieb es also gut, und verdarb nicht, wie es gemeiniglich geschieht. Wollte GOtt! daß man eben so fürsichtig gewesen wäre was den Zwieback anbelanget; man konnte kaum ein Stück finden, daß nicht voller Würmer gewesen wäre, und kein Grauen erreget hätte.

Des Nachts hatte man nicht weniger Unbequemlichkeiten auszustehen, als des Tages, und es war beynahe nicht möglich ein Auge zuzuthun. Denn in unsrem Zimmer befanden sich verschiedene Reihen von Betten, eines über dem andern, deren keines zwene Fuß breit war, und welche, sonderlich die untersten vollkommen den Löchern ähnlich sahen, in welche sich die Thiere verkriechen. Man erstickte fast vor Hitze, nichts aber stellte unsre Geduld mehr auf die Probe als die entsetzliche Menge von Flöhen, Wanzen und Läusen, von welchen man gefressen wurde, ohne ein Mittel zu haben, sich davon zu befreyen. Wenn man auch eines gefunden hätte, so würde dieses nicht lange gedauret haben; denn sobald man sich den Soldaten, oder

Botsleuten näherte, so hatte man wieder so viel Ungeziefer als vorher.

Unterdessen kamen wir immer etwas weiter. Unser Schif, welches der heilige Bruno, und das andre, welches der heilige Franciscus hieß, hatten beyde zweene Steuermänner von einer sehr verschiedenen Gemüthsart. Das eine war ein junger, und in seiner Kunst sehr geschickter Mensch, aber bisweilen zu verwägen. Der unsrige hatte mehr Erfahrung: allein ungeachtet er 40. Jahre auf dem Meere zugebracht hatte, so hatte dieses doch zu nichts gedienet, als ihn bis zur Ausschweifung furchtsam zu machen. Er hatte niemals ein andres Seegel aufgezogen, als das Vorderseegel. Der andre welcher wußte, daß sein Schiff schwerer war, dergestalt, daß er oft gezwungen worden war, zurück zu bleiben, spannte um keinen Wind zu verlieren, herzhaft alle Seegel aus. Eines Tages wollte er uns vorfahren, um unsrer zu spotten: allein ein unversehener Windstoß zerbrach ihm zweene Mastbäume, so daß wir seinetwegen sehr in Aengsten waren. Wir befürchteten, daß die Mastbäume im herunterfallen viele Leute würden getödtet haben; allein zum Glück waren sie in den Seegeln und dem Tauwerke hängen geblieben, so, daß sich ein jeder auf die Seite hatte begeben können. Als das Schiff den Augenblick still hielt, so, naheten wir uns um zu sehen, was für ein Schaden geschähen wäre, und um ihm beyzuspringen: allein man schlug unser Anerbieten ab, und gab uns zu verstehen, daß das Schif den folgenden Tag im Stande seyn würde, seinen Lauf fortzusetzen, welches auch wirklich geschah, doch mangelten ihm den ganzen Weg über

zwey

zwey Seegel, welches uns sehr aufhielt, weil wir auf daßelbige warten mußten.

Dieser Zufall eräugete sich den 19. Hornung, wir hatten die Linie den 18. durchschiffet. Der Tag, an welchen man durch die Linie fährt, ist auf den Schiffen ein Fest und Feyertag. Das Schiffsvolk ermangelte nicht, das Gepränge zu begehen, welchem man sich unterstanden hat, den Namen der Taufe beyzulegen. Man nennet es auch die Lösung, weil die Reisenden verbunden sind, sich mit etwas Geld zu lösen, wenn sie nicht wollen in das Meer getauchet werden. Man kann nichts lustigers sehen als dieses Gepränge, und vielleicht wird es dir nicht unangenehm seyn, wenn ich dir einen Begriff davon mache, welcher so kurz seyn soll als es möglich ist.

Den Abend vor dem Feste erschienen auf dem Verdecke einige Botsknechte als Soldaten gekeidet, vor welchen zweene Officiere, und ein Herold vorhergieng, welcher allen Reisenden den Befehl eröffnete, vermöge dessen sie sich den morgenden Tag zu einer gemeldeten Stunde auf dem Vordertheile des Schiffes einfinden sollten, um Seiner Excellenz dem Herrn Präsidenten von der Linie von den Bewegungsgründen die ein jeder gehabt in dieses Meer zu kommen, Rechenschaft zu geben, und ihm zu sagen, von wem sie die Erlaubniß dazu erhalten hätten. Dieser Befehl wurde hierauf an den großen Mast angeschlagen, und die Botsleute giengen wieder fort.

Den Tag darauf richtete man an eben diesem Orte einen Tisch auf mit einem Teppiche bedecket, auf welchem Feder, Papier, Dinte und andere Sachen

lagen.

lagen. Die Gesellschaft der Botsleute war weit zahlreicher als den Tag vorher. Sie waren wie Dragoner gekleidet, und ein jeder hatte einen Säbel und eine Pike. Sie begaben sich zweene Officiere an der Spitze mit Rührung der Trommel an den bemeldeten Ort, an welchem man einen Lehnstuhl für den Herrn Präsidenten gesetzet hatte, welcher zuletzt ankam, und der sehr ernsthaft mitten unter etlichen Officieren einhergieng, die wie Rathsherren gekleidet waren. Er selbst hatte ein sehr schönes französisches Kleid an. Man hätte niemanden besser dazu aussuchen können, um diese Rolle zu spielen.

Kaum hatte er Sitz genommen, so brachte man einen Menschen vor ihn, welcher, wie man sagte, ich weis nicht was für ein Laster begangen hatte, ehe man durch die Linie geschiffet war. Der Schuldige wurde ohne weitere Umstände verdammet, in das Meer getaucht zu werden. Es wurde ihm ein Strick mitten um den Leib gelegt, welcher an dem äußersten Ende der großen Seegelstange von einem Globen herunter hieng. Hiermit zog man ihn in die Höhe, und ließ ihn von da herunter in das Meer fallen, woraus man ihn sogleich wieder zurück zog. Man wiederholte dieses so oft, als es dem Präsidenten beliebte, hierauf stellte man ihn wieder in Freyheit. Das Seil blieb immer an seinem Orte, um denjenigen Furcht einzujagen, welchen die Lust ankommen möchte, die Ehrfurcht gegen Seine Excellenz aus den Augen zu setzen.

Nach dieser ersten Vollziehung des Urtheilspruches unsres Präsidenten, gab derselbe zweenen von seinen Officieren Befehl den Schifshauptmann herbey zu holen, welcher vor Ihro Excellenz mit entblößtem

Haupte

Haupte erschien. Der Präsident fragte ihn, wie er sich hätte unterstehen können bis in dieses Meer zu schiffen. Ich habe dieses auf Befehl des Königs meines Herrn gethan, und von ihm Erlaubniß dazu erhalten, antwortete der Schiffshauptmann. Seine Antwort wurde sehr schlecht befunden. Wer anders, als wie ich, sagte der Präsident, hat das Recht über dieses Meer zu herrschen, und dergleichen Erlaubniß zu ertheilen? Unterdessen will ich doch glauben, fuhr er fort, daß ihr eher aus Unwissenheit, als aus Vorsatze dieses Verbrechen begangen habet, und an statt dieses Schiff, wie ich es thun könnte, für verloren zu schätzen, so begnüge ich mich, euch zu einer geringen Strafe von hundert Flaschen Wein zu verurtheilen, zu welchen ihr noch einige andre Kleinigkeiten hinzufügen werdet. Der Schiffshauptmann beklagte sich heftig über diese allzu große Strafe, und stellte mit vieler Hitze vor, daß sich alles dieses, was man von ihm verlangte, über sein Vermögen erstreckete. Nach vielen sehr belustigenden Streitigkeiten von beyden Seiten, kam er endlich mit 27. Flaschen Wein, 6. Schinken, und einem oder 2. Dutzend holländischen Käsen loß. Alles dieses wurde gleich den Augenblick ausgeliefert, und der Präsident gab einigen seiner vornämsten Officiere Befehl, den Hauptmann, nachdem er ihn mit vielen Höflichkeitsbezeigungen entlassen hatte, nach seinem Zimmer zu begleiten.

Alle reisende Fremden wurden hierauf, einer nach dem andren vor ihm gefordert. Der Präsident that ungefähr die nämliche Frage an sie, wie an den Hauptmann, aber es war allemal etwas besondres in der Art, wie er diese Frage that. Ich

würde nicht aufhören, wenn ich alle Zufälle, zu welchen dieses Lustspiel Anlaß gab, alle Einfälle, und darauf versetzten Antworten des Präsidenten, und der Fremden hier anführen wollte. Die Spanier sind unvergleichlich bey dergleichen Gelegenheiten, und unser Präsident übertraf bey dieser alles, was man sich nur vorstellen kann. Er hatte eine sehr schwärzliche Gesichtsfarbe, und ein so saures und finsteres Gesicht, daß man ihn nicht ansehen konnte ohne zu lachen. Was ihn anbelangte, so kam er die ganze Zeit hindurch, als dieses lange Gepränge daurete, nicht aus seiner ernsthaften Gelassenheit. Bey allen diesen spaßhaften Vorstellungen aber, mußte ein jeder auf dem Schiffe, vom ersten bis zum letzten, doch mit Beobachtung des gehörigen Verhältnisses, mit einer Geldbuße heraus rücken. Als alles vorbey war, so ließ der Schiffshauptmann dem Präsidenten, und seinen Officieren eine sehr gute Mahlzeit und Erfrischungen vorsetzen, woran die Botsleute auch ihren Theil hatten. Nach diesem zogen sie mit Rührung der Trommel wieder ab, wie sie gekommen waren. Es fehlte nur noch an einem einzigen Stücke, um dieses lustige Gepränge vollkommen zu machen; nämlich, daß der Präsident selbst, oder einer seiner Officiere in das Wasser getauchet würde. Dieser Umstand wurde auf dem Schiffe des Heil. Franciscus nicht vergessen. Als man den Präsidenten zurück führte, so trat der Schiffshauptmann aus seiner Kammer, und fragte mit einer verstellten Verwunderung, was dieser Aufzug bedeuten sollte. Man antwortete ihm, daß dieses das Gefolg des Präsidenten von der Linie wäre. Was soll das heißen Präsident von der Linie?

ver-

versetzte der Hauptmann, indem er sich sehr erzürnet stellte. Ist ein andrer Herr auf meinem Schiffe als wie ich? Den Augenblick bringe man diesen Menschen her, und tauche ihn, seine Verwegenheit zu bestrafen, in das Meer. Weil dieser Präsident aber gleichwohl ein reisender Fremder war, den man seiner aufgeweckten Gemüthsart wegen gebethen hatte, diese Person vorzustellen, und der Hauptmann Bedenken trug demselben Verdruß zu verursachen, so befahl er, daß man an seiner Stelle zweene seiner Officiere ins Wasser tauchen sollte. Dieses Urtheil wurde auch sogleich von den nämlichen Soldaten vollzogen, welche zu ihrer Wache gedienet hatten. Diese Wiedervergeltung, die ihnen ziemlich verdrüßlich vorkam, belustigte alle andren auf dem Schiffe.

Zur Zeit der Windstillen, da das Schif mitten im Wasser wie ein Felsen unbeweglich blieb, beschäftigte man sich Requins oder Meerhunde zu fischen. Dieser Fisch, welcher gemeiniglich 5. bis 6. Fuß lang ist, ist in Vergleichung seiner Länge sehr dick, und folget den Schiffen nach, die nach Indien seegeln, um alles aufzufangen, was von denselben in das Meer fällt. Ein Schriftsteller, welchen Franciosini, in seinem spanischen und italienischen Wörterbuche anführet, erzählet, daß man in dem Bauche eines solchen Fisches den man gefangen hatte, eine große zinnerne Schüssel, zweene Hüte, sieben Schinken, und viel andre dergleichen Dinge gefunden hätte. Diejenigen, welche wir fiengen, waren von einer mittelmäßigen Größe. Man fand in dem Bauche des allerersten, den wir aufmachten, einen Schuh und andre Seltenheiten, deren ich

mich nicht mehr erinnere. Man kann sich leichtlich vorstellen, wie viel diese Thiere zu essen finden, wenn sie einer ganzen Flotte folgen, sonderlich wenn sich ein Schifbruch eräuget. Man verabsäumet es niemals sie aufzumachen, in der Hofnung etwann einen guten Fang zu thun. Im übrigen ist ihr Fleisch unangenehm zu essen, und sehr ungesund. Bisweilen suchet man sich bey der gewaltigen Hitze in diesem Himmelsstriche in dem Meere zu erfrischen. Nichts ist aber gefährlicher, wenn man nicht beständig auf der Hut ist. Es ist gar oft geschehen, daß ein solcher Schwimmer im Augenblicke von einem Requin ist verschlungen worden. So oft sich Leute von unsrem Schiffe badeten, so brauchten sie wenigstrn die Fürsicht, einen von ihnen auf die Schildwacht zu stellen, um dieselben zu benachrichtigen, so bald Gefahr vorhanden wäre.

Der Requin, dieser Fisch wird an der Angel gefangen; man hat aber viel Mühe dabey; bey dem geringsten Geräusche, welches das Fleisch an den Angelhacken erreget, wenn es in das Wasser fällt, kehrt der Fisch um. Er wird zu seinem Raube von gewissen andren Fischen geführet, die Remerinos genennet werden; man heißt sie auch Steuermänner. Dieselben gehen vor ihm vorher, oder hängen sich auf seinem Kopfe, und auf seinem Rücken an. Es ist ein rechtes Vergnügen zu sehen, wie diese kleinen Fische voller Bestürzung unruhig hin und her fahren, wenn der Requin gefangen worden ist; gleichsam als ob sie demselben als ihrem Herrn zu Hülfe kommen wollten. Die meisten hängen sich an ihn an, ehe er noch ganz und gar aus dem Was-

ser gezogen worden ist, und lassen sich mit ihm fangen. Diese kleinen Fische, welche eben so angenehm von Geschmacke als von Ansehen sind, wiegen nicht mehr als ein halbes Pfund. So bald als man den Requin in das Schiff gezogen hat, so bewaffnet sich ein jeder mit einer eisernen Stange, um ihn den Kopf einzuschmeißen, in welchem man einen Stein findet, von dem man glaubet, daß er zu einer Arzney dienlich ist. Zuweilen begnüget man sich ihm nur einige Schläge auf den Kopf zu geben, die Augen auszureißen, und ihn in der Mitte des Leibes an ein Faß zu binden. In diesem Zustande wirft man ihn wieder in das Meer, um das Vergnügen zu haben, zu sehen, wie er sich wehret, und alle seine Kräfte vergebens anwendet, sich diese beschwerliche Last vom Halse zu schaffen.

Wir fiengen während unsrer Reise noch einige andre Fische von verschiedener Größe, die aber nichts besondres an sich hatten, den fliegenden Fisch ausgenommen. Dieser hat zweene Flügel, die denjenigen sehr ähnlich sind, die man an den Fledermäusen sieht, und er bedienet sich derselbigen, um den Verfolgungen eines andren Fisches zu entgehen, den man Bonite nennet. Der fliegende Fisch kann sich nur zweene oder drey Steinwürfe hoch in der Luft erhalten. Der Bonite, welcher sehr geschwind ist, folget ihm schwimmend nach, und es geschieht nicht selten, daß er ihm zeitig genug nachkömmt, um ihn, wenn er, so bald seine Flügel anfangen trocken zu werden, wieder in das Meer fällt, mit seinem Maule aufzufangen. Die fliegenden Fische fliegen gemeiniglich, so wie die meisten Meervögel, Truppenweise mit einander. Es fallen oft

einige davon in das Schiff, auf welche Art wir auch einen bekamen. Ich nahm ihn in die Hand, und betrachtete ihn nach meinem Belieben. Alle die wir sahen, waren ungefähr von der Größe eines Meermaulesels.

Den 26. Hornung hatten wir die Sonne gerade über unsrem Scheitel, und ich bemerkte zu Mittage, daß die Körper nicht den geringsten Schatten warfen. Wir hatten einige Tage vorher einen Anfall von einem Ungewitter gehabt, welches zum Glücke, weder von gar zu langer Dauer, noch allzugefährlich gewesen war. Erwarte nicht, daß ich dir, nachdem so viele Dichter und Geschichtschreiber sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, das Meer in seinem Grimme abzumalen, eine Beschreibung davon mache. Bey dieser Gelegenheit sah ich das erste mal dasjenige Feuer, welches man das St. Elmofeuer zu nennen pfleget: dieses ist eine kleine Flamme, welche bisweilen während dem Ungewitter oben auf dem Mastbaume, oder am äußersten Ende einer Seegelstange gesehen wird. Die Botsleute sehen dasselbige für eine glückliche Vorbedeutung an, daß das Wetter bald aufhören werde, und sie glauben, daß dieses auf die Fürbitte des H. Elmo geschehe, von welchem sie allezeit ein Bild bey sich haben, auf welchen dieser Heilige neben einem Schiffe mit einer kleinen Flamme in der Hand vorgestellet wird. Als ich auf das Verdeck stieg, um diese Lufterscheinung zu sehen, so traf ich alle Botsleute an, wie sie die Litaney der heiligen Jungfrau Maria zur Danksagung sungen. Ob der Wind gleich von einem Augenblicke zum andren immer rasender wurde, so zweifelte man dennoch kei-

nesweges, daß er sich nicht bald legen würde, welche Hofnung auch nicht fehl schlug.

Eine andre Sache hat mir würdig geschienen angemerket zu werden. Wenn es in diesem heißen Himmelstriche regnet, sonderlich nahe bey der Linie, so scheinet sich der Regen in einer Zeit von zwo Stunden in eine Menge weise Würme, wie Käsemaden, verwandelt zu haben; und wenn man nicht Sorge trägt, die Kleider welche naß geworden sind, an der Sonne, oder am Feuer zu trocknen, so sind sie in Kurzen von diesen kleinen Würmen ganz bedecket.

Ich lasse viel andre geringe Umstände unsrer Reise weg, die mir deiner Neubegier nicht würdig scheinen. Wir kamen unter dem Wendezirkel des Steinbockes in der Mitte der Fasten an, und befanden uns die ganze heilige Fasten hindurch auf dem Meere. Wir befanden uns deswegen nicht viel besser; denn gleichwie man bisweilen mitten auf dem Wasser viel Durst aussteht, so isset man auch zuweilen, ob man gleich um und um mit Fischen umgeben ist, deren sehr wenig. Gemeiniglich verhindert die Bewegung des Schiffes zu fischen. Wir hatten nur drey bis vier mal frische Fische, die übrige Zeit mußten wir mit gesalzenen Fischen vorlieb nehmen, welche, wenn sie uns nicht Lust zu essen machten, so machten sie uns doch wenigstens durstig. Hierzu kam noch, daß man auf den spanischen Schiffen nicht zu der nämlichen Zeit isset, wie in Italien; man setzet sich um neun Uhr des Morgens zu Tische, und diese erste Mahlzeit wird das Almuerzo genennet, dieses ist eine Art von Frühstück; um drey Uhr des Nachmittags wird die Mittagsmahlzeit angerichtet, wel-

ches la comida heißt, alsdenn nimmt man nichts mehr zu sich bis auf den folgenden Tag.

Der Eifer und die fleißige Andacht für den Gottesdienst verdoppelten sich zu dieser heiligen Zeit. Wir predigten einer um den andren, und die Predigt endigte sich allemal mit einem Bußgebete, welches der Missionar mit lauter Stimme vorsagte. Die Schiffleute bezeugten oft durch ihre Thränen, wie sehr sie von einer bittern Reue durchdrungen waren. Der Hauptmann, die Officiere, und die fremden Reisenden hörten die Predigt stehend an, um desto mehr ihre Ehrfurcht für das Wort GOttes zu erkennen zu geben. Ueber dieses erklärten wir einen jeden Tag die Lehren des Christenthums, und man betete den Rosenkranz nebst andern Gebeten, an vier verschiedenen Oertern des Schiffes, die Fremden nämlich auf dem Vordertheile, die Matrosen auf dem Hintertheile, die Soldaten in der Mitte, und endlich diejenigen welche in Verrichtungen waren in dem Innersten des Schiffes. Es war in der That ein großer Trost für uns, auf solche Art mitten auf dem Meere das Lob des HErrn und seiner heiligen Mutter von allen Orten wieder schallen zu hören.

Den 25. März am Tage der Ankündigung sahen wir des Morgens sehr früh einen sehr dicken Nebel aufsteigen, welches uns zu glauben bewegte, daß wir nicht weit mehr vom Lande seyn müßten. Man wurf das Bley aus, und fand, daß wir nicht mehr als 140. Klaftern Wasser hatten. Unterdessen verhinderte der Nebel den Steuermann zu erkennen, wie weit wir noch vom Ufer entfernet waren. Da er sich fürchtete an irgend einen Felsen zu gerathen,

rathen, so lief er gerade gegen Süden bis auf die Höhe des 35. Grades, in welchem das Vorgebirge St. Maria liegt. Den 27. steuerte er gegen Westen, und verwunderte sich sehr des Nachmittags nicht mehr als 50. Klaftern Wasser zu finden. Er schloß hieraus nach dem Maaße, das man für dieses Meer fest gesetzet hat, daß wir höchstens 8. bis 9. Meilen vom Lande wären. Allein es war alsdann zu spät um es zu unternehmen das Land zu suchen, und wir sahen uns genöthiget die Seegel zu kappen, welches geschieht, wenn man die Seegel dergestalt anordnet, daß der Wind von einem in das andre zurück stößt, so daß das Schiff weder fort geht, noch zurück weicht.

Das Schiff der heilige Franciscus, welches verwägner war, fuhr voraus, um das Land zu entdecken; wir wollten es zurück halten; der Titel einer Capitana, den das unsrige führte, gab uns das Recht ihm zu befehlen: allein es hielt nicht für rathsam uns auf die Zeichen, die wir ihm gaben, zu gehorchen, sondern es machte sich einen dicken Nebel zu Nutze, um sich der allzugroßen Unterwürfigkeit zu entledigen, in der wir es bis hieher gehalten. Es verzog auch in der That nicht lange das Land zu entdecken; was uns anbelanget, da wir von einer Windstille überfallen wurden, so blieben wir noch zweene Tage an eben demselben Orte. Den 30. trieb uns ein frischer Wind gegen die Küsten zu. Um neun Uhr des Morgens rief ein junger Mensch, der auf die Höhe des Mastes gestiegen war, aus, Land! Land! Urtheile liebster Bruder! ob diese Zeitung Leuten, die seit dritthalb Monaten nichts als Himmel und Wasser gesehen hatten, habe angenehm seyn müssen. Alles was wir

nur von Ferngläsern hatten, große und kleine wurden im Augenblicke gegen die Küsten zugekehret, um dieselben zu entdecken, welches nicht so leicht war, weil das Land gleich und flach ist. Als wir endlich so nahe waren, daß ein jeder das Land mit bloßen Augen sehen konnte, so stimmten wir das Te Deum zur Danksagung an. Unterdessen war das Ende von unsrer Arbeit weiter von uns entfernet, als wir glaubten.

Man war des heiligen Franciscus wegen sehr bekümmert, und befürchtete, daß ihm irgend ein Unglück begegnet seyn möchte. Die Patache, welche mit uns von den canarischen Inseln verreiset war, hatte uns schon in das nämliche Schrecken gesetzet, als wir dieselbige auf der Höhe des grünen Vorgebirges aus dem Gesichte verloren. Wir hatten sie seit der Zeit nicht wieder gesehen. Der Hauptmann gab der Schildwacht die auf dem Mastkorbe war, Befehl Achtung zu geben, ob er nicht den H. Franciscus entdeckte, und versprach ihm 3. Flaschen Wein, wenn er denselbigen gewahr werden sollte. Kurz darauf schrie er, daß er dieses Schiff sähe. Wir ergriffen unsre Ferngläser, und kamen alle mit einander überein, daß wir ein Schiff sähen, welches mit vollen Seegeln gegen das Ufer zufuhr, und daß dieses der heilige Franciscus seyn müßte. Die drey Flaschen Wein wurden sogleich ausgeliefert. Allein unsre Freude daurete nicht lange; was wir für ein Schiff gehalten hatten, war nichts anders als auf einander gehäufte Felsen, die von weiten vollkommen wie ein Schiff aussahen, das alle seine Seegel ausgespannet hatte. Wir hatten eben einige Tage vorher in einer sehr genauen Reisebe-

schrei-

schreibung gelesen, daß diese Felsen sehr oft die Reisenden betrogen hätten. Dem ungeachtet konnten wir uns nicht einbilden, daß dasjenige, was wir wahr namen, kein Schiff seyn sollte, und man stellte deswegen verschiedene große Wetten an. Als wir endlich etwas näher kamen, so erkannten wir unsren Irrthum auf eine so deutliche Art, daß wir gar nicht mehr zweifeln durften. Denn diese nämlichen Felsen hatten unter einem andren Gesichtspuncte völlig das Ansehen jener alten verfallenen Schlößer, daher haben sie auch den Namen los Castillos bekommen.

Zum größten Unglücke nöthigte uns noch ein widriger Wind, der sich auf einmal erhob, unsren Lauf zu ändern. Wir befanden uns den zweyten April auf mehr denn 50. Meilen vom Ufer entfernet. Unser Schiff war gar bald voller Aufruhr und Verwirrung. Wir waren mitten auf dem Meere, ohne zu wissen, wenn wir das Land erreichen würden. Unsre Lebensmittel giengen zu Ende; ja es breitete sich ein Geschrey aus, daß wir nicht mehr, als für 10. oder 12. Tage Wasser hätten. Man redete davon, den täglichen Antheil der Soldaten zu vermindern. Ihre Häupter erklärten sich, daß sie, wenn man dieses ausführen sollte, nicht versprechen könnten, ihre Leute in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten. Die Soldaten sagten schon ganz laut, daß, wenn man ihren Antheil verringern wollte, dieses sich über alle die auf dem Schiffe wären, erstrecken müßte, weil ein jeder ein gleiches Recht hätte sein Leben zu erhalten zu suchen. Der Hauptmann änderte

als-

alsdann auf das Gutachten einiger verständigen und erfahrnen Leute seinen Entschluß.

Diese Sache war kaum zu Ende, als die Fremden einen Streit mit dem Steuermanne hatten, der nicht weniger hitzig war. Der widrige Wind hatte sich geleget; die Fremden verlangten, daß man aufhören sollte, weiter ins Meer zu stechen, der Steuermann gab zur Antwort, daß der Wind zwar freylich günstig wäre: allein daß er auch ein wenig allzuheftig bliеße, und daß es gefährlich wäre sich den Küsten zu nähern. Man verlangte zum wenigsten, daß er das Schiff in Angesicht des Ufers führen sollte, damit man etwann ein Dutzend Soldaten, und eben so viel Matrosen ans Land schicken könnte, um Wasser zu holen, und einige von den Kühen zu töden, die wir einige Tage zuvor daselbst gesehen hatten. Der unbewegliche Steuermann sagte, daß er nicht eher gegen Westen zu steuren würde, als bis wir auf der Höhe des Plataflußes angekommen seyn würden, damit er in denselben einlaufen könnte, ohne um das Ufer herum zu schiffen. Was den Mangel an Lebensmitteln anbelangte, so fügte er noch hinzu, daß der Hauptmann dafür hätte Sorge tragen sollen, was ihn anbeträfe, so wäre er weiter zu nichts verbunden, als das Schiff mit Sicherheit zu führen. Die Fremden antworteten, daß es nicht viel besser wäre vor Hunger zu sterben, als zu scheitern, daß es allemal darauf ankäme umzukommen, nur mit dem Unterschiede, daß das erste Unglück unvermeidlich schiene, anstatt daß das andre bloß in der Einbildung des Steuermanns bestände, welcher überall Sandbänke und Klippen vor sich sähe. Alles dieses

ses war vergebens, und der alte Steuermann war zu nichts zu bewegen, bis die Fremden endlich die Gedult verloren, und sich in der Rathskammer mit einander versammelten, indem sie den Hauptmann an ihrer Spitze hatten. Auf diese Art mit einander vereiniget, machten sie ein den Rechten gemäßes Schiffgericht aus, und hatten alle Macht in den Händen. Der Steuermann wurde vorgefordert, und man befahl ihm die Seegel gegen das Land zu richten. Er gehorchte, denn sonst würde man ihn nach dem völligen Laufe der Rechte zu Buenos Ayres verurtheilet haben. Er entschloß sich also sich nach und nach gegen Westen zu wenden. Nach Verlauf zweener Tage entdeckten wir das Vorgebirge St. Maria, vor welchem wir vorbey strichen. Endlich kamen wir bey der Mündung des großen Flußes Plata an.

Ich hatte in Europa gehöret, und mehr als einmal gelesen, daß dieser Fluß an seiner Mündung mehr als 50. Meilen breit wäre, und hatte mir eingebildet, daß diese Nachricht etwas übertrieben seyn möchte. Da ich nun hier die beste Gelegenheit hatte mich dieser Sache wegen genau zu erkundigen, und meiner Neugier Genüge zu thun, so ward ich durch die bloßen Augen überzeuget, daß man nichts als die Wahrheit behauptet hätte. Denn als wir vor Montevideo vorbey waren, eine Vestung, welche schon dreyßig Meilen in dem Fluße an einem Orte erbauet worden, wo derselbe wenigstens um die Hälfte schmäler geworden ist, so waren wir genöthiget die ganze Breite des Flußes von einem Ufer bis an das andere zu durchfahren. Wir verloren das Land aus dem Gesichte, ehe wir

noch

noch auf der Mitte des Flußes angekommen waren; und wir segelten einen ganzen Tag ohne das gegenseitige Ufer zu entdecken. Zu Buenos Ayres, wo ich gegenwärtig bin, 30. bis 40. Meilen über Montevideo, ist der Fluß wenigstens noch um die Hälfte schmäler geworden. Dem ungeachtet trägt das Gesicht nicht von einem Ufer bis an das andre. Ich bin mehr als einmal bey heitrem Wetter auf einen ziemlich erhabenen Ort gestiegen, ohne von demselben etwas andres zu entdecken, als einen Horizont, der sich auf dem Wasser verliert, wie im Meere. Doch ist es wahr, daß der Fluß Plata in Vergleichung seiner Größe nicht tief, und daß er mit sehr gefährlichen Sandbänken angefüllet ist, über welchen man kaum 3. bis 4. Klaftern Wasser antrift. Die allergrößte von diesen Sandbänken ist an der Einfahrt des Flußes selbst, und machet dieselbe sehr schwehr. Man nennet sie die Engländerbank, entweder weil sie von dieser Nation zuerst entdecket worden ist, oder weil ein englisches Schiff, welches einen Unterschleif mit Silber machen wollen, zuerst auf dieser Bank gescheitert ist. Die Portugiesen haben daselbst innerhalb 12. Jahren 10. Schiffe verloren. Es hat wenig gefehlt, daß der Lantranco, ein spanisches Schiff von 70. Canonen nicht das nämliche Unglück gehabt hätte. Man kann sich leicht einbilden, wie sehr sich unser Steuermann vor dieser Sandbank gefürchtet haben müsse. Er wußte, daß man den Platafluß nur die Hölle der Steuermänner zu nennen pflegte, und dieses auch einiger maaßen nicht ohne Ursache; denn dieser Fluß ist sonderlich bey stürmischen Wetter, ohne Vergleichung, weit gefähr-

fährlicher, als das Meer selbst. Auf dem ofnen Meere, überläßt man, wenn der Wind stürmet, das Schiff bey nahe ohne alle Furcht dem Willen der Wällen; hier aber ist man beständig mit Klippen und Felsen umgeben. Da sich über dieses das Wasser hier eben so hoch auftürmet als auf dem ofnen Meere, so läuft das Schiff Gefahr wegen der Untiefe auf den Grund zu stosen, und zu scheitern, wenn es von der Höhe einer Wälle wieder in den Abgrund herunter stürzete, der gleich darauf folget. Wir liefen nicht eher in den Fluß ein, als bis wir alle nur mögliche Vorsicht angewendet hatten, um nicht zu scheitern. Da die Nacht heran nahete, so hätte unser Steuermann gern bis auf den folgenden Tag verzogen, aus Furcht vor einem Felsen, der sich auf 60. Schritte vor der Insel de los Lobos befindet. Wir waren nur noch zweene Stückschüße von dieser Insel, und der Mond schien so helle, daß wir also unsren Steuermann nöthigten, vorbey zu fahren, welches auch glücklich von statten gieng.

Die Insel los Lobos, oder die Wolfsinsel, wird von nichts als von einer großen Anzahl Meerwölfe bewohnet. So bald diese Thiere ein Schiff heran kommen sehen, so gehen sie demselben haufenweise entgegen. Wenn sie dasselbe eingeholet haben, so henken sie sich mit den Vorderfüßen an die Seite des Schiffes, und betrachten die Menschen, die sich ihnen sehen lassen, mit vieler Aufmerksamkeit, indem sie zugleich die Zähne blecken, fast auf eben die Art wie die Affen. Hierauf fahren sie wieder unters Wasser; und schwimmen beständig vor dem Schiffe hin und her, indem sie dabey ein

Geschrey hören lassen, welches eben nicht unangenehm klingt, bis sie sich endlich wieder in ihre Insel, oder auf die benachbarten Küsten zurück begeben. Die Einwohner des Landes gehen auf die Jagd gegen sie aus, um ihre Häute zu haben, welche zu verschiedenen Dingen nützlich sind, und die als ein schönes Pelzwerk sehr hoch geschätzet werden. Diese Jagd ist gar nicht gefährlich; denn die Meerwölfe sind weder ihrer Grimmigkeit wegen fürchterlich, noch schwehr zu fangen, und sie fliehen davon, so bald sie einen Jäger erblicken.

Nachdem wir vor der Wolfsinsel vorbey waren, wurden wir von einer Windstille überfallen, die gleichwohl nicht lange daurete. Wir machten uns diese lange Weile zu Nutze, und fiengen eine gewisse Art von sehr wohlschmeckenden Fischen, die man in dieser Gegend antrift. Die größten davon sind ungefähr zwey Pfund schwer. Es gab deren eine so große Menge, daß einige unsrer Matrosen, denen es einfiel, zweene oder drey Angelhacken an einen Faden zu machen, alle Augenblicke zweene bis drey von diesen Fischen auf einmal fiengen.

Es giebt im Plataflusse noch eine andre Art Fische, die man Viagros nennet. Diese haben vier lange Bärte, oder Schnurrbärte, und auf dem Rücken eine Stachel, deren Stich sehr gefährlich ist; denn derjenige Theil, der damit gestochen wird, schwillt so gleich auf, und man empfindet die schärfsten Schmerzen, welche sehr schwehr zu heilen sind. Diese Stachel scheinet sehr schwach zu seyn, allein man kann von ihrer Stärke und Härte aus dem folgenden urtheilen. Wir hatten einen von diesen Fischen auf den Tisch gelegt, der einen guten Fin-

ger

ger breit dicke war, er durchstach denselben durch und durch, ohne daß er viel Kräfte dazu anzuwenden schien.

Den folgenden Tag kamen wir durch Hülfe eines frischen Windes ein gutes Stück weiter; mit Einfall der Nacht wurfen wir vor der Insel Maldonat Anker. Es ist nicht lange daß das Meerpferd ein berühmtes englisches Schif nahe bey dieser Insel Schiffbruch litt, in dem es an eine Klippe stieß, welche kaum durch die Oberfläche des Wassers bedecket wurde. Alle Mannschaft kam in diesem Schiffbruche um, und mehr als 1600000. Piaster, worinnen die Ladung des Schiffes bestand, gieng dabey zu Grunde. Da alle dieses Geld Unterschleif war, so versicherte sich der Statthalter zu Buenos Ayres der Ueberbleibsel des Schiffes zum Vortheile des königlichen Schatzes, und schickte so gleich Leute an den Ort, um das Geld heraus zu fischen, von welchen man einen guten Theil wieder zu finden glaubt. Als wir daselbst vorbey schifften, war schon eine Barke, mit 80000. Piastern beladen, von daraus nach Buenos Ayres abgeschicket worden. Denn folgenden Tag des Morgens machten wir uns wieder mit vieler Fürsichtigkeit auf den Weg, und fuhren bey der Blumeninsel vorbey. Dieses ist eine der gefährlichsten Gegenden des Flußes; denn die Klippen, mit welchen die Insel auf der einen Seite eingefasset ist, und auf der andern Seite das Ende der Engländerbank, welche dieser Insel gegenüber aufhöret, machen daselbst eine sehr enge und gefährliche Durchfahrt. Gegen Mittag entdeckten wir endlich Monte Video in einer Entfernung von sieben

bis acht Meilen. Dieses ist ein ganz einzelner Berg, welcher in der Gestalt eines Zuckerhuts in die Höhe steigt, und an dessen Fuße sich ein Haven befindet, welches der erste ist, den die Schiffe, welche von den canarischen Inseln nach Buenos Ayres gehen, unterwegs antreffen. Wir liefen in demselben den 9. April am Abend vor dem heiligen Palmensonntage ein.

Die Freude welche wir empfanden, uns endlich an einem Orte der Sicherheit zu sehen, war der Langwierigkeit unserer Reise von 2000. Meilen, und der Gefahr gemäß, die wir ausgestanden hatten. Wir trafen auf der Insel Monte Video das Schiff der heilige Martinus wieder an, welches uns in der Gegend der Inseln des grünen Vorgebirges verlassen hatte. So bald er uns gewahr wurde, so grüßte er uns mit 9. Stückschüssen, und kam uns entgegen. Wir erfuhren alsdann, daß der Heil. Franciscus 13. Tage vor uns zu Monte Video angelanget wäre, und daß er eben diesen Tag, in dem er müde geworden, auf uns zu warten nach Buenos Ayres abgegangen wäre. Er hatte die Sorgfalt gehabt, so wohl für sich als für uns einen Küstensteuermann kommen zu lassen, so daß wir gleich den Morgen darauf im Stande waren unsre Reise fort zu setzen. Vielleicht findest du Monte Video gar nicht auf den Landkarten, außer unter dem Namen Monte Seredo; denn es ist eine neue Pflanzstätte, welche erst seit zwey oder drey Jahren an dem Ufer des Plataflußes aufgerichtet worden ist. Der König hat den Einwohnern auf den canarischen Inseln erlaubet alle Jahre ein Schiff

mit

mit ihren Weinen, und andren Waaren nach Buenos Ayres zu senden, mit der Bedingung, daß sie zu gleicher Zeit eine gewisse Anzahl Familien nach Monte Video überbrächten, bis diese Pflanzstätte bevölkert genug seyn würde. Auf diese Art ist dieser Ort von lauter canarischen Familien bewohnet, und das Schiff der heilige Martinus hatte deren 25. bis 30. dahin gebracht. Dieser Ort ist für die Spanier von großer Wichtigkeit, welche dadurch Meister von dem ganzen Lande werden, daß zwischen dem Plataflußе, Bresilien, und dem Meere gelegen ist. Die Portugiesen haben sich desselbigen mehr als einmal zu bemächtigen gesuchet, um Bresilien dadurch bis an die Pflanzstätte des heiligen Sacraments, die sie Buenos Ayres gegenüber auf der Insel St. Gabriel angeleget, und mit einem guten Schloße bevestiget haben, zu verlängern. Dieser Ort dienet ihnen zu einer Niederlage für alle Waaren, mit welchen Unterschleif getrieben wird, welche sie in so großer Menge, als es ihnen nur beliebt, in die Länder, so unter spanischer Botmäßigkeit sind, verführen; ja sie schicken dieselben zu Lande bis nach Peru und Chili. So vortheilhaft diese Handlung für die Portugiesen ist, so schädlich ist dieselbige den spanischen Kaufleuten. Die Portugiesen sind es nicht allein, welche sich auf solche Art auf Unkosten der Spanier bereichern. Sie nehmen in ihren Pflanzstätten die Schiffe von verschiedenen Nationen auf, welche gleichfalls diesen Unterschleifhandel treiben. Als wir zu Buenos Ayres angelanget waren, mußten unsre Kaufleute zu ihrem größten Verdruße erfahren, daß sich gegenwärtig in dem Haven St. Gabriel 20. en-

glische, portugiesische und französische Schiffe befänden, welche bereits ihre Ladung mit gutem Vortheile verkaufet hatten; dergestalt, daß das Land mit denjenigen Waaren reichlich versehen war, welche unsre Schiffe mit sich brachten.

Die Spanier haben die Portugiesen mit Beyhülfe der Indianer schon zweymal von St. Gabriel verjaget: allein man hat ihnen diesen Platz wieder zurück gestellt, und sie haben es sich nach der Zeit angelegen seyn lassen, denselben durch gute Bevestigungen für alle Anfälle in Sicherheit zu setzen. Sie hatten sich gleichfalls Meister von Monte Video gemacht, wo sie eine kleine Vestung aufgerichtet hatten; sie wollten noch eine andre Los Castillos gegenüber aufbauen, und ihre Absicht war eine freye Gemeinschaft zwischen dieser neuen Pflanzstätte, und dem Janeiroflusse auf zu richten. Allein die Spanier öfneten endlich über die Gefahr, welche ihnen drohete, die Augen; sie griffen die Portugiesen an, und verjagten sie von Monte Video. Nachdem sie hierauf die Wichtigkeit dieses Platzes eingesehen hatten, so baueten sie daselbst eine Vestung von vier Bollwerken auf, die einander gut bestreichen, und welche von einer Besatzung von 200. Mann, und einer guten Anzahl metallener Canonen vertheidiget wird. Bey dieser Vestung ist es, wo die Canarier jetzo ihre Stadt erbauen. Da sie stark und sehr geschickt sind, so hoffet man, daß sie bald im Stande seyn werden für sich selbst zu bestehen, und die ganze benachbarte Küste zu beherrschen.

Da die Missionarien auf dem Heil. Franciscus einige Tage in dem Haven zu Monte Video verwei-

weilet hatten, so waren sie ans Land gestiegen. Wir erfuhren nach der Zeit von ihnen, daß es nur 3 bis 4 Häuser von Ziegelsteinen zu Monte Video gäbe, und 50 bis 60 Hütten von Ochsenhäuten, in welchen die neu angekommenen Familien aus Canarien wohneten, bis daß man ihnen vestere und bequemere Häuser erbauen würde. Der Statthalter von Buenos Ayres, ließ von 1725. an zwey tausend Indianer von den Reductionen kommen, um die neue Stadt zu erbauen. Bis hieher haben sie mit Erbauung der Vestung zu thun gehabt. Sie stehen unter der Anführung zweener Missionarien, welche alle Verrichtungen des GOttesdienstes auf sich haben, und in einer Hütte von Thierhäuten wohnen. Was die Indianer anbelanget, so haben sie gar keine Wohnungen; sie bleiben an dem Orte, wo sie arbeiten, und wo sie allem Ungemache des Wetters ausgesetzet sind. Die Befreyung von den jährlichen Abgaben, ist der einzige Lohn, den sie für so viel Mühe und Beschwerlichkeiten empfangen.

Wir reisten von Monte Video den zehnten April ab; einige Meilen davon entdeckten wir den Heil. Franciscus. Er hatte unsre Ankunft durch eine vorbey gehende Barke erfahren, und sich vor Anker gelegt, um uns zu erwarten. Buenos Ayres ist nur 40. Meilen von Monte Video. Allein diese Ueberfahrt ist unstreitig der allerschwehrste Theil des ganzen Weges, denn der Fluß ist mit Sandbänken recht besäet, und man muß die größte Vorsicht anwenden um auf demselben zu schiffen. Man ist alle Abende genöthiget an dem Orte, wo man sich befindet, Anker zu werfen; vor

einem jeden Schiffe giengen zwey Bote eine viertel Meile davon voraus. Dieselbigen mußten alle Augenblicke das Bley auswerfen, und durch gewisse Zeichen zu erkennen geben, wie viel sie Faden Wasser angetroffen hatten. Nicht anders als wie zweene Jagdhunde, welche in den Feldern vor ihrem Herrn voraus laufen, und alles ausspühren müssen. Alle unsre Vorsicht verhinderte dennoch nicht, daß wir nicht zweymal auf den Grund gerathen wären. Allein da dieser Grund weder sandicht, noch steinicht war, so geschah dieses, ohne daß der Kiel im geringsten beschädiget wurde.

Den 25. April endlich, am heiligen Charfreytage wurfen wir auf 3. Meilen von Buenos Ayres Anker. Die Beobachtung der heiligen Gebräuche an diesem Tage verhinderte uns die Stücke zu lösen; so bald wir aber den Sonnabend darauf die Glocken der Stadt, und die Stücke von der Vestung hörten, so feuerten wir dreymal aus allen unsrem Geschütze.

Wir konnten uns nicht eher als am letzten Osterfeyertage ausschiffen, und wir sahen das Land 4. Tage nach einander, ohne aussteigen zu können; denn es erhob sich ein so wüthender Westwind, daß er uns in Gefahr setzte im Angesicht des Havens zu scheitern. Man nennet diesen Wind Pampero, weil er eine Ebene von 300. Meilen durchstreicht die de la Pampas genennet, und von Indianern bewohnet wird, welche beständig herumschweifen, und in dem Lande unter dem Namen der Pampas bekannt sind. Diese Ebene, welche sich von Buenos Ayres an, bis an die Gränzen von Chili erstrecket, hat durch und durch weder Berg noch Hügel,

gel, und ist bloß von einem sehr hohen Kraute bedecket. Da der Pampero in so einer ungeheuren Strecke Landes nichts findet, was seine Wuth mäßigen könnte; so nehmen seine Kräfte beständig zu, bis daß er endlich den Canal des Plataflußes gerade seiner Länge nach durchstreicht, wo er mit einer solchen Gewalt bläßt, daß sich die Schiffe genöthiget sehen, alle ihre Anker aus zu werfen, um ihm zu widerstehen, und dieselbigen noch dazu außer den Tauen mit starken eisernen Ketten zu verwahren. Wenn der Wind, welcher auf uns stieß, uns bey der Mündug des Flußes überfallen hätte, so würde er uns, aller Wahrscheinlichkeit nach über mehr den 200. Meilen wieder zurück in die See getrieben haben.

Der Haven zu Buenos Ayres ist keinesweges vor den Winden sicher, und die Schiffe können sich der Stadt nicht weiter als auf 3. Meilen nähern. Ich begrife nicht, warum sich die Spanier an einem Orte von einer so unbequemen Lage vest gesetzet haben, ihre Absicht müßte dann gewesen seyn, sich vor allem Ueberfalle in Sicherheit zu setzen, da die feindlichen Schiffe ihnen nicht nahe kommen können. Die Barken so gar müssen einen Umweg nehmen, wenn sie nach Buenos Ayres wollen, und in einen kleinen Bach einlaufen, der sich in den Fluß ergießt, und ungefähr 2. bis 3. Faden tief ist. Wenn der Fluß seicht ist, so ist es nicht möglich in diesen Bach zu kommen.

Wir mußten also warten bis sich der Pampero geleget hatte; allein wir wurden dieser Verzögerung wegen reichlich wieder durch das erbauliche Schauspiel getröstet, daß sich uns auf unsrem

Schiffe vorstellte: denn die reisenden Fremden, welche sich die Gesellschaft zu Nutze machen wollten, wandten diese Zeit dazu an dem Gebothe Genüge zu thun, das uns auferlegt zu Ostern zu beichten, und das heilige Sacrament zu empfangen, welches mit einer recht erbaulichen GOttesfurcht geschah.

Endlich stiegen wir den Dienstag nach Ostern als den 19. April 1729. hundert und achtzehn Tage nach unsrer Abreise von Cadix, an das Land. Der Statthalter von Buenos Ayres schickte uns, so bald es das Wetter erlaubte, eine von seinen Barken um uns ans Land zu bringen. Das Ufer war mit Menschen bedecket. Die Verschiedenheit der Kleidungen, und der Menschen welche theils Spanier, theils Moren, theils Indianer waren, stellte ein sehr angenehmes Schauspiel vor. Alle Väter unsres Collegii waren gleichfalls an das Ufer gekommen, um uns in Empfang zu nehmen, und hatten den Vater Rector an ihrer Spitze. Dieses war ein ehrwürdiger Greiß, der unter dem Amte eines Missionarius, welches er 49. Jahre verwaltet hatte, grau geworden war. Er empfieng uns mit offnen Armen, und es schien, als ob ihn die Freude, welche er über unsre Ankunft empfand, verjüngert hätte. Die andren Väter bezeigten sich nicht weniger freundschaftlich gegen uns; mit einem Worte die Freudensbezeugungen waren der Ungeduld gemäß, mit welcher man bey den äußersten Mangel, den die Provinz an Missionarien litte, auf uns wartete.

Einige Schritte von der Stadt trafen wir den Herren Statthalter selbst an, welcher uns hatte ent-

entgegen gehen wollen, und der uns auf die gnädigste, und wohl anständigste Art empfieng. Er heißt Don Bruno de Zavola. Man kann sich keinen vollkommenern Herren in allen Stücken vorstellen. Er ist von einer langen und wohlgebildeten Leibesgestalt. Sein äußerliches Ansehen würde der Majestät eines großen Prinzen nicht unanständig seyn. Er verlor in dem letzten Kriege in Spanien einen Theil des rechten Armes in einer Schlacht. Seine katholische Majestät hat ihm, um die Dienste eines so vortreflichen Officier nicht unbelohnet zu lassen, die Statthalterschaft von Buenos Ayres gegeben, und ihn zum Generalcapitain der ganzen Provinz gemacht, die man Rio de la Plata nennet. Der Mangel des rechten Armes verunstaltet ihn im geringsten nicht, er erwecket im Gegentheile, so oft man ihn ansieht, das Andenken seiner ehemaligen Tapferkeit.

So bald wir in der Stadt angekommen waren, begaben wir uns sogleich in die Kirche des Collegii, wo man nur noch auf uns wartete, um das Te Deum anzustimmen; worauf man den Segen mit dem heiligen Sacramente austheilte. Ich kann dich versichern, daß ich mich während dieses frommen Gepränges der Thränen nicht enthalten konnte. Ich küßte mit einer innigen Zufriedenheit dasjenige Erdreich, nach welchem ich ein so heftiges Verlangen getragen hatte, und befand mich nunmehr auf dem Gipfel aller meiner Wünsche.

Die ersten Neuigkeiten, welche wir bey unsrer Ankunft erfuhren, waren folgende. Verschiedene Nationen tragen ein brennendes Verlangen die heilige Taufe zu empfangen; und man hat ihnen bis

diesen Tag die Missionarien nicht senden können, die sie verlangen. Die von Zamucos, bey welcher der Bruder Albert Romero durch einen Hagel von Pfeilen getödet wurde, hat sich endlich auch zum christlichen Glauben bekehret, allein der Vater Castagnerez befindet sich ganz allein bey dieser zahlreichen Reduction, welche er unter diesem Volke aufgerichtet hat. Er thut über dieses sehr oft eine Reise zu den Ugarognos, welche sehr bereitwillig scheinen, den christlichen Glauben anzunehmen. Er hat schon eine so große Menge von ihnen bekehret, daß er von einer neuen Reduction unter ihnen redet; und er hoffet, vermittelst dieses Volkes einen Zutritt bey andren sehr zahlreichen Völkern zu erlangen, welche tiefer im Lande wohnen. Allein ein einziger Mensch ist so vieler Arbeit nicht gewachsen, und der Vater Castagnerez bittet deswegen sehr inständig, daß man mehrere Arbeiter des Evangelii zu ihm senden möchte, mit welchen er seine Arbeit theilen könnte.

Hier hast du, liebster Bruder! eine getreue und umständliche Erzählung von unsrer Reise. Es bliebe mir noch übrig, etwas von der Beschaffenheit des Landes, von der Luft, von der Anzahl der Einwohner und ihren Sitten zu sagen: allein alles dieses soll den Inhalt eines zweyten Briefes ausmachen, welchen du aller Wahrscheinlichkeit nach mit diesem zugleich erhalten wirst. Grüße, ich bitte dich darum, von meinetwegen, alle diejenigen Personen, deren ich in meinen Briefen an dich zu erwähnen pflege. Ich empfehle mich mit innigsten Bitten, eurer aller Gebete, auf daß der HErr mir die einzige Gnade, um die ich ihn an-

flehe,

flehe, erzeigen möge, und die darinnen besteht, daß ich künftig gänzlich zu mehrerer Beförderung seiner Ehre, und des Heiles meiner, und meiner Nächsten Seelen gebrauchet werden möge. Ich umarme dich, und bin vom Grunde des Herzens

Liebster Bruder!

Dein gänzlich ergebenster Bruder
Cajetan Cattaneo,
aus der Gesellschaft JEsu.

Zweyter Brief.

Aus der Reduction Sancta Maria, in den Missionen von Paraguay den 20. Apr. 1730.

Liebster Bruder.

In dem Briefe, den ich von Buenos Ayres an dich geschrieben, habe ich dir eine genaue Nachricht von unsrer ganzen Reise bis an diesen Ort gegeben. Ich wollte in meiner Beschreibung nicht weiter gehen, um dir durch einen allzulangen Brief keinen Ekel zu erwecken, oder vielmehr, damit ich die Wahrheit sage, weil ich des Schreibens müde war. Denn du

mußt wissen, daß mir jetzo vier Zeilen Italienisch mehr Mühe machen, als sonst zwanzig. Ich habe die Fertigkeit meine Muttersprache zu reden und zu schreiben fast gänzlich verloren. Zuweilen muß ich sehr lange auf ein Wort sinnen, daß mir nicht mehr einfallen will. Meine Feder wollte gern, wie sie sonst zu thun gewohnt war, geschwind auf dem Papier fortlaufen, allein sie wird oft genöthiget einzuhalten, um auf das Gedächtniß zu warten, das ihr gar langsam nachfolget, und welches nichts so sehr fürchtet, als sich zu übereilen.

Dem ungeachtet will ich dir, so viel Mühe es mir auch kosten mag, nach deinem Verlangen, von allen Unterricht ertheilen, was die Stadt Buenos Ayres und die Provinz anbelangt, von welcher sie die Hauptstadt ist, und endlich von den vornämsten Dingen, welche sich seit unsrer Ankunft daselbst zugetragen haben. Um nun bey diesem letzten Punkte anzufangen, so blieben wir zweene Monate zu Buenos Ayres, sowohl um von der Beschwerlichkeit der Reise auszuruhen, als um uns gefasset zu machen die Missionen anzutreten, für welche man uns bestimmet hatte. Wir wurden gleich zu Anfange fast alle krank, und man stund wegen des Lebens von vielen in großer Gefahr. Man schrieb dieses eines Theils den durch die böse Luft, und andre Unbequemlichkeiten des Schiffes, verderbten Säften zu, und andren Theils der Veränderung der Himmelsluft, und der Nahrung, vor allen Dingen aber dem Wasser des Plataflußes, das man zu Buenos Ayres trinkt. Denn dieses Wasser verursachet gemeiniglich den Europäern, welche

che noch nicht daran gewöhnet sind, Erbrechen, Schneiden im Leibe, und den Durchfall.

Unterdessen machte man zu Buenos Ayres die Wagen zurechte, um die Studenten, welche mit uns gekommen waren, nach Cordova du Tucuman über zu führen. Die Gesellschaft hat in dieser Stadt eine Universität, wohin die Spanier so wohl in Tucuman, als in Paraguay und am Plataflusse ihre Kinder zu studiren schicken. Desgleichen vollenden die jungen Jesuiten, welche noch nicht völlig ausgelernet haben, allhier ihre Weltweisheit und Gottesgelahrtheit.

Cordova ist ungefähr 120. Meilen von Buenos Ayres entlegen. Das ganze Land dazwischen ist eine ungeheure Wüste, die aus einer Ebene besteht, auf welcher man einen vollkommen gleichen Horizont vor sich sieht. Wenn man durch diese ungeheure Ebene reisen will, die las Pampas genennet wird, so sieht man sich eben so wohl genöthiget, sich mit Wasser und Zwieback zu versehen, als bey einer Seereise, weil man gewiß versichert ist, daß man nichts unterweges antrifft.

Wir waren nur sechs Wochen zu Buenos Ayres, als die Indianer daselbst ankamen. Sie waren von der Reduction der drey Könige, oder von Rapeiu, welches Wort in der Sprache der Indianer eben so viel bedeutet. Von allen Völkerschaften, welche unter unsrer Anführung stehen, ist diese die allernächste von Buenos Ayres, ungeachtet sie auf 200. Meilen davon entfernet ist. Die Christen von den andren Reductionen machten sich gleichfalls fertig, um die Missionarien abzuholen, doch die von Rapeiu, als die allernächsten waren voraus

aus gegangen, und hatten allerley Musikanten mit sich genommen, um unsre Ankunft desto feyerlicher zu begehen. So bald sie ans Land gestiegen waren, so liefen sie voller Ungeduld uns zu sehen, und kennen zu lernen, nach dem Collegium. Sie begaben sich anfänglich auf das Zimmer des Vater Herrans, den sie alle kannten, weil er lange Zeit in den Missionen gewohnet hatte. Es würde mir schwehr fallen, wenn ich die Freude ausdrücken sollte, welche sie über seine Ankunft zu erkennen gaben. Sie wußten nicht, auf was für eine Art sie demselben ihre Erkenntlichkeit bezeigen sollten, daß er ihnen so viel Missionarien mitgebracht hatte.

Der Vater Herran ließ uns von der Ankunft dieser Indianer Nachricht geben. Wir stiegen den Augenblick herunter in den Hof, wo sie sich in Ordnung gestellet hatten, um uns in Empfang zu nehmen. In die erste Reihe hatte man die Kinder von 12. bis 14. Jahren gestellet, welche den Discant, und einige etwas ältere, welche den Alt sangen. Der zweyte Rang bestand aus Jünglingen die den Tenor sangen, und im dritten befanden sich etwas ältere Männer, deren Stimmen den Baß ausmachten. Die musikalischen Instrumente hatte man auf beyde Seiten gestellet. So bald wir zum Vorscheine kamen, so stimmten diese redliche Indianer das Te Deum mit Musik an. Ich wurde von einem Gegenstande, der ganz neu für mich war, aufs äußerste gerühret, sonderlich aber von der Bescheidenheit und dem Eifer, den ich an ihnen erblickte. Ich ward von der lebhaftesten Zärtlichkeit durchdrungen, als ich sie bey dem Verse Te ergo quæsumus mit einer solchen Andacht auf die

Knie

Knie niederfallen sah, die das allerunempfindlichste Herz bewegt haben würde.

Sie brachten einige Tage mit feyerlichen Freudensbezeigungen zu. Der Herr Statthalter beehrte sehr oft ihre Spiele und Concerte mit seiner Gegenwart, und er fand so viel Vergnügen daran, daß man dieselbigen öfters bis in die Nacht verlängern mußte. Die ganze Stadt kam gleichfalls herzu gelaufen, und man wurde nicht satt die Indianer zu sehen. Sonderlich bewunderte man einen ihrer Tänze, welcher, wie ich glaube, so gar in Europa in den Augen der besten Kenner Beyfall gefunden haben würde. Derselbige wurde von 12. Kindern getanzet, die auf indianisch gekleidet waren, nämlich wie die ädlen Indianer zu Peru, ehe die Spanier dasselbige erobert hatten. Diese Kinder hatten ein jedes sein musikalisches Instrument. Viere hatten kleine Guitarren am Halse hängen, vier andre Lauten, und die vier letzten Geigen. Sie spielten und tanzten zu gleicher Zeit, mit einer bewunderungswürdigen Ordnung und Geschicklichkeit. Einige male stellten sie auch zum größten Vergnügen der Zuschauer verschiedene Uebungen mit Bogen und Pfeilen, und andren Waffen an.

Des Morgens sangen sie in unsrer Kirche, die ganze Zeit hindurch, daß die heilige Messe daurete, verschiedene Moteten. Dieselbige wurde von Kindern in langen Chorröcken mit weißen Chorhemdern darüber bedienet. Ihr ehrbares Ansehen, und die genaue Ordnung, in welcher sie alle vorgeschriebenen Gebräuche beobachteten, setzten mich ganz in Entzückung. Es sah nicht anders aus, als wenn man an die Stuffen eines jeden Altars zwo kleine

Bild-

Bildsäulen gestellet hätte, die durch die nämliche Triebfeder in Bewegung gesetzet würden. Nichts aber kam mir schöner vor, als wie sie alle zusammen beym hohen Amte den Altar bedienten. Alles an ihnen zeigte Ehrfurcht, und Andacht an, und alles flößte dieselbige allen andren ein.

Während diesem reiste der Vater Herran, der schon zum Provinzial von Paraguay erkläret worden war, mit den Studenten, und einigen Missionarien nach Cordova, die er weiter als 500. Meilen über Cordova in die neuen Missionen zu de los Chiquitos senden wollte. Wir waren unsrer an der Zahl 12. bestimmet, uns in die Reductionen zu Parana und Uraguay zu begeben. Wir verzogen noch einige Tage, bis alle Indianer die uns dahin begleiten sollten, angelanget seyn würden, und versahen uns unterdessen mit so viel Zwieback, als wir zu einer so langen Reise brauchten. Denn wenn man zwo oder drey Wohnungen nicht weit von Buenos Ayres, und eine Reduction von Indianern ausnimmt, die unter der Anführung einiger Väter vom Orden des heiligen Franciscus stehen; so findet man den ganzen Weg hindurch, welcher ungefähr 200. Meilen lang ist, nicht ein einziges Haus, wohin man im Nothfalle seine Zuflucht nehmen könnte. Jedoch ich behalte mir die Beschreibung alles dessen, was diese Reise betrifft, auf einen andren Brief vor, und begnüge mich dir in diesem eine Beschreibung von Buenos Ayres und den herum liegenden Gegenden zu machen.

Die Stadt Buenos Ayres liegt an der östlichen Seite des Ufers des großen Plataflußes, auf 70. Meilen von dessen Einfluße in das Meer. Sie ist

die

die Hauptstadt der Provinz Rio de la Plata, in welcher man noch zwo andre Städte als Corrientes und Santa Fe antrift, die aber viel kleiner sind. Buenos Ayres behauptet unstreitig den ersten Rang unter allen Städten, welche die Spanier von den Gebirgen Cordilleras an, bis an den Ocean erbauet haben, die Stadt Assumtion nicht einmal ausgenommen, welches die Hauptstadt von Paraguay ist. Man hält dafür, daß sich 8. bis 10000. Einwohner in dieser befinden, an statt, daß man deren bis 16000. zu Buenos Ayres zählt, wovon 1000. gebohrne Spanier 3. oder 4000. aber im Lande nur von spanischen Aeltern erzeuget worden sind, und Creolen genennet werden. Alle übrigen Einwohner sind halbe Schwarze, halbe Indianer, oder ganz Schwarze. Man kann die halb Schwarzen sehr leicht, so wohl an ihrer Kleidung, als an ihrer Gesichtsfarbe, welche zwischen der weißen Farbe der Europäer, und zwischen der schwarzen der Moren das Mittel hält, von den andren Einwohnern unterscheiden. Die halb Indianer werden von Indianern und Europäern erzeuget, und haben eine sehr bräunliche Gesichtsfarbe.

Was die Moren anbelanget die den größten Theil ausmachen, so sind dieselben bekannt genug. Ganz Amerika ist von denselben voll, ohne daß sie daselbst eine besondre Nation ausmachten. Sie kommen aus Afrika dahin, wo man sie von ihren Aeltern kaufet, welche es sich für keine Schande halten, ihre Kinder auf den Markt zu führen, und sie gegen allerhand Kleinigkeiten, an die Europäer, sonderlich aber an die Engländer zu vertauschen, welche

ihre Schiffe mit selbigen beladen. Dieser Handel wird Assiento de los Negros oder der Negerhandel genennet. Die Engländer führen dieselbigen nach Amerika, wo sie selbige einen jeden für 100. ja oft 200. Piaster verkaufen. In allen Provinzen, welche unter dem allgemeinen Namen Paraguay begriffen sind, wird man bloß von Schwarzen bedienet; denn man findet keinen Spanier, er mag noch so arm seyn, welcher in Dienste treten wollte. Was die Indianer anbelanget, so findet man deren sehr wenige in den spanischen Städten, und diejenigen, welche man ja sieht, sind frey, und gehen ungehindert hin und wieder. Es geschieht sehr selten, daß sie bey einem Spanier in Dienste treten; und man getrauet sich nicht mehr wie sonst ihrer Freyheit zu nahe zu treten. Die Spanier haben gar oft Gelegenheit gefunden ihre ehemalige Härte zu bereuen.

Buenos Ayres ist nicht allein die allervolkreicheste, sondern auch die allerschönste von allen Städten in diesen Provinzen. Die andren Städte sind auch in der That nichts andres, als ein ungestalter Haufen von Häusern und Hütten, welche ohne Ordnung, ohne Regeln neben ein ander stehen. Man kann sich dieselben nicht anders vorstellen, als wie verschiedene Dörfer die nahe beysammen gebauet sind, und die durch ein kleines Holz von einander unterschieden werden, welches verhindert, daß man die Häuser nicht sieht. Man wird sich aus dem folgenden einen noch deutlichern Begriff davon machen können. Der Vater der Provinz besichtigte mit einem seiner Cameraden alle die verschiedenen Wohnungen der Provinz Tucuman.

man. Sie hatten sich auf den Weg nach Rioja gemacht, eine Stadt die ungefähr 200. Meilen von Cordoua liegt. Der Weg nach dieser Stadt ist eben so wüst, als der von Buenos Ayres nach Cordoua, aber noch weit beschwerlicher, da er uneben und steinicht ist, dergestalt daß man auf Mauleseln, und sehr langsam reisen muß. Nach einer Reise von 20. Tagen, befand sich der Begleiter des Vaters der Provinz gänzlich ermüdet. Er gieng eines Tages voraus, und als er merkte, daß er dem Schlafe nicht mehr widerstehen konnte, so stieg er unter einigen Bäumen die er antraf ab, und verfiel, ohne zu wissen, wo er war, noch wenn sie an dem bestimmten Orte, welcher vor ihnen zu fliehen schien, anlangen würden, unter dem Schatten dieser Bäume gar bald in einen tiefen Schlaf. Unterdessen langte der Vater der Provinz gleichfalls an diesem Orte an. Als der Mauleseltreiber, welcher bey ihm war, den Vater der auf dem Grase schlief erblickte, so weckte er ihn geschwind auf, und fragte ihn mit vieler Verwunderung, ob er sich nicht schähmte an einem öffentlichen Platze zu schlaffen. Von was für einem Platze redet ihr? gab der Vater zur Antwort. Wir sind schon seit 3. Wochen in dieser Wüste auf dem Wege, und der Himmel weis, wenn wir zu Rioja ankommen werden. Ist wohl ein Ort in der Welt einsamer, als dieser hier? Ihr seyd zu Rioja selbst versetzte der Mauleseltreiber, und zwar mitten in der Stadt, und das Jesuitercollegium ist hinter diesen Bäumen. Er hatte allerdinges Recht, denn das Jesuitercollegium lag ihnen gegen über in einem kleinen Gebüsche. Die Verwunde-

rung des Vaters war außerordentlich, und er schähmte sich einigermaßen, sich mitten in einer Stadt schlaffen gelegt zu haben. Ich habe diese ganze Erzählung aus seinem eignen Munde vernommen.

Es ist nicht gar zu lange, daß der Corregidor dieser Stadt sich in Kopf setzte, sich in einer Kutsche sehen zu lassen. Er ließ sich eine machen, und kaum war sie fertig, so brannte er auch schon vor Verlangen, sich in derselbigen zu zeigen, und durch die ganze Stadt spatzieren zu fahren. Allein als er bey einem dieser kleinen Gehölze, welche die verschiedenen Viertel der Stadt von einander sondern, vorbey fahren wollte, so stieß ihm ein Ast von einem Baume das Auge aus Alle. Städte bey nahe in diesen Gegenden, sind auf die nämliche Art gebauet.

Was Buenos Ayres anbelanget, ob man gleich auch hier, wie an allen Orten einige Häuser hie und dar ohne Ordnung zerstreuet, und mit Bäumen umgeben antrift; so machen doch diejenigen, welche in dem Mittelpuncte der Stadt sind, ziemlich gerade und ordentliche Strasen aus. Es ist wohl war, daß die alleraltesten von diesen Häusern bloß von Erde erbauet, und nur ein Stockwerk hoch sind, denn es ist nicht gar zu lange, daß einer von unsren Brüdern, denn man hatte aus Europa kommen lassen, um unsre Kirche zu erbauen, in diesem Lande Mittel fand, Ziegelsteine verfertigen zu lassen, und man zählet jetzo über 60. Brennöfen. Dieser nämliche Bruder brachte es auch so weit, daß man Kalk verfertigte. Alle Häuser, die man nach der Zeit erbauet hat, sind von

von wohl zusammen gesetzten Steinen, und man sieht schon einige von zweyen Stockwerken. Einige Jahre darnach, brachten die Missionarien zweene geschickte Baumeister von unsren Brüdern mit sich nach Paraguay. Diese haben unsre Kirche vollend fertig gebauet, welche sehr schön ist, desgleichen haben sie die Kirche der barmherzigen Väter, und der Franciscanerväter aufgerichtet, von welchen sie den Plan selbst entworfen, welcher so schön ist, daß er ihnen in Europa selbst Ehre machen würde. Da diese Kirchen hoch genug sind, und da auf jeder ein gewölbter Thurn, und sehr hohe Glockenthürne gebauet worden sind, so fallen sie von weitem sehr schön ins Gesicht. Diese nämlichen Baumeister, haben auf Befehl des Bischoffs das Portail von der Hauptkirche aufgerichtet, wovon der Riß sehr prächtig ist. Sie hatten es auch auf Ersuchen des Stadtraths unternommen, ein Rathhaus auf zu bauen; allein da das Gebäude, welches sie angefangen hatten, mehr Unkosten erforderte, als die Stadt im Stande war damals herzugeben, so hat man die Fortsetzung dieses Baues, bis auf ein andresmal verschoben. Ueber dieses haben sie den Spaniern noch einen ansehnlichen Dienst geleistet, indem sie unter den Schwarzen, deren sie sich bedienet, eine große Anzahl zu guten Mauermeistern abgerichtet haben, die nunmehr im Stande sind, einen jeden Riß, so bald man ihnen denselben nur zeiget, vollkommen wohl auszuführen. Auf diese Art wird Buenos Ayres von Tage zu Tage immer schöner, so daß es bald im Stande seyn wird, den Europäern selbst zu gefallen.

Diese Stadt liegt unter dem 32. Grade der mittäglichen Breite, und in einer sehr gemäßigten Luft, welche durch die Winde, die unaufhörlich auf dem großen Plataflüße herrschen noch mehr abgekühlet wird. Die Felder rings herum sind eine weitläuftige Wüsteney, und man findet nichts als einige Hütten, welche hie und da um die Stadt herum zerstreuet liegen. Diese Felder bringen sehr wenig Holz hervor, allein man findet dessen genug, so wohl zum Verbrennen, als zu andrer Nothwendigkeit, in den Inseln, welche im Fluße liegen. Der Pfersichbaum ist der einzige Obstbaum, der in der Gegend von Buenos Ayres wächst. Sonderlich kann der Wein daselbst nicht fort kommen, wegen der unsäglichen Menge Ameisen, wovon er zerfressen wird, so bald als er hervorkeimet. Aller Wein, den man also in dieser Gegend trinket, kömmt also entweder zur See aus Spanien, oder zu Lande von Mendoza, eine Stadt in Chili, welche 300. Meilen von Buenos Ayres an dem Fuße des Gebirges Cordilleras liegt.

Diese wüsten Felder, von denen ich geredet habe, sind jedoch mit wilden Ochsen und Pferden angefüllet. Als ich mich noch zu Buenos Ayres befand, so verkaufte einer von den Indianern, welche in die spanischen Städte handeln, einem von meinen Bekannten 8. Pferde für eine einzige Tonne Brandwein, ja man hätte nicht einmal so viel dafür gegeben, wenn sie nicht sehr schön gewesen wären; denn man findet so viel gemeine Pferde, als man nur will für 48. Kreuzer bis einen Gulden; ja man kann sie noch wohlfeiler haben, wenn man sie selbst auf dem Felde holet, wo sie

zu

zu tausenden mit einander weiden; doch ist es wahr daß sie nicht allemal leicht zu fangen sind.

Die Ochsen findet man noch häufiger; man kann aus der Menge Ochsenhäute davon urtheilen, die nach Europa geschicket werden. Dieses ist bey nahe die einzige Waare, welche dieses Land hat. Die spanischen Schiffe, welche von drey Jahren zu drey Jahren nach Buenos Ayres gehen, bringen von da gewöhniglich 40. bis 50000. Stück Ochsenhäute mit sich zurück. Allein die englischen und portugiesischen Unterschleifhändler, bringen eine noch weit größere Anzahl davon auf. Man muß aber bemerken, daß man nur die Häute von den Stieren nimmt, und daß auch diese noch, wenn sie im Handel gelten sollen, gesetzmäßig seyn müssen, nämlich von einer gewissen Größe, und die darunter sind werden verworfen. Um also 40000. Häute nach Europa zu schicken, müssen wenigstens 80000. Stiere getödet werden, von welchen man nichts nimmt als die Haut, die Zunge, und das Fett, welches in diesem Lande an statt des Oels, des Speckes, und der Butter dienet.

So viele tode Aeser, welche überall auf dem Felde zerstreuet liegen, würden im Stande seyn, die Luft zu vergiften, wenn die Fürsicht diesem nicht vorgebauet hätte. So oft man auf der Jagd gewesen ist, so sieht man in der Luft ganze Wolken von Raben herbey fliegen, die bey nahe so groß sind wie Adler, desgleichen, eine andre Art von Raubvögeln, die man in diesem Lande Caracaras nennet, und die den Raben sehr ähnlich sehen, nur daß sie von einer andren Farbe sind. Sie fressen

in wenig Tagen alle diese Aeser auf, so daß sie kaum noch einige Merkmaale davon zurück lassen. Ich gedenke hier nicht einmal der Ochsen die man tödet um sie zu essen, denn man kennet fast kein andres Fleisch zu Buenos Ayres, noch derjenigen welche alle Tage von Tiegern und Löwen erwürget werden; sonderlich von den Löwen, die für ein Kalb, daß sie auffressen, gewiß 10. oder 12. erwürgen. Mann kann es gar nicht begreifen, wie die wilden Ochsen bey einer so großen Menge Feinde sich in diesem Lande erhalten können.

Vielleicht wirst du neugierig seyn, zu wissen, wie es die Spanier anfangen, um eine so große Anzahl von diesen Thieren zu töden. Dieses geschieht auf folgende Weise. Ungefähr 20. solche Jäger begeben sich zu Pferde auf diejenige Seite, wo man weiß, daß die meisten wilden Ochsen sind. Sie sind mit einem langen Stocke bewaffnet, an dessen Spitze sich ein sehr scharfes Eisen in der Gestalt eines halben Mondes befindet, mit welchem sie den Ochsen, den sie verfolgen, mit so vielen Geschicklichkeit zu treffen wissen, daß sie ihm allemal an einem von den beyden Hinterbeinen, die Flechse über dem Gelenke entzwey schneiden; das Thier fällt alsdann so gleich zur Erde, und kann sich nicht wieder aufrichten. Der Jäger anstatt sich länger bey ihm aufzuhalten, verfolget hierauf mit verhangenem Zügel die andren Stiere, und indem er auf eben diese Art alle die er nur trift, nieder fället, so setzet er sie außer dem Stande zu entfliehen. Auf solche Art fällen 18. bis 20. Männer in einer Zeit von einer Stunde mit leichter

Mühe

Mühe bis auf 800. Stiere. Wenn sie müde sind, mit fällen, so steigen sie vom Pferde ab, und ruhen aus. Hierauf schlagen sie die Stiere, die gefället worden sind, ohne die geringste Gefahr tod, und nachdem sie das Fell und bisweilen auch die Zunge und das Fett von ihnen genommen haben, so überlassen sie das übrige den Raben.

Man kann sich nicht entbrechen ihnen in diesem Stücke ihre allzu große Unmäßigkeit vorzuwerfen, wovon sie auch schon die Strafe empfinden, indem die Anzahl dieser so nützlichen Thiere jetzt sehr abgenommen hat. Ein Ochse, oder eine Kuh, welche sonsten nur 18. bis 24. Kreutzer galten, gilt nunmehr 1. Gulden bis 1. Gulden 12. Kreuzer. Man würde weit besser thun, wenn man die wilden Hunde auszurotten suchte, welche sich in den benachbarten Feldern von Buenos Ayres entsetzlich vermehret haben. Sie leben unter der Erde in Löchern, welche gar leicht an der Menge Beiner zu erkennen sind, die Haufenweise um dieselben herum liegen. Man hat sehr zu befürchten, daß sich dieselben endlich, wenn ihnen die wilden Ochsen mangeln, an die Menschen machen werden. Der Statthalter von Buenos Ayres hat auch schon diesen Gegenstand, seiner Aufmerksamkeit würdig erachtet. Er schickte Soldaten aus, welche eine große Menge von diesen Hunden nieder schossen: allein bey ihrer Zurückkunft, wurden sie von den Kindern aus der Stadt, welche sehr böse und leichtfertig sind, beschimpfet, und verspottet. Man hieß sie Mataperros, das ist Hundeüberwünder. Von der Zeit an sind sie von der Furcht vor der Schan-

de abgehalten worden, ferner auf eine solche Jagd auszugehen.

Ich verschiebe dasjenige, was ich noch von diesem Lande zu sagen habe, bis auf einen andren Brief; ich werde dir zu gleicher Zeit eine Nachricht von unsrer Reise von Buenos Ayres bis nach den Missionen übersenden. Erinnere dich meiner in deinem Gebete. Lebe wohl.

Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

Aus der Reduction St. Maria in den Missionen zu Uraguay den 25. Aprilmonat 1730.

Liebster Bruder,

Es bleibt mir nichts mehr übrig, um demjenigen, wozu ich mich anheischig gemachet habe, Genüge zu thun, als dir eine Beschreibung von unsrer Reise von Buenos Ayres bis nach den Missionen zu machen, und dir eine Nachricht von den Völkern zu geben, bey welchen ich das Amt eines Missionarius verwalte. Vielleicht finde ich in langer Zeit keine Gelegenheit mehr dir von mir Nachricht zu geben. Die Registerschiffe, welche von Buenos Ayres nach Euro-

Europa schiffen, gehen nur alle drey Jahre ab. Ueber dieses bringt ein Missionarius, der das Heil so vieler Seelen zu besorgen hat, den ganzen Tag mit Beichte hören, predigen, und vor den Krankenbetten, zu. Es gehöret auch viel Zeit dazu, eine Sprache zu lernen, die mit den europäischen nicht das geringste gemein hat. Wenn es also geschehen sollte, daß du in einigen Jahren keine Briefe von mir erhalten solltest; so schreib mein Stillschweigen keineswegs einer Vergessenheit, noch einer Verminderung der Freundschaft gegen dich zu, wozu ich gewiß nicht fähig bin, sondern sey versichert, daß nichts andres schuld hieran seyn wird, als was ich eben gemeldet habe.

Wir reisten von Buenos Ayres den 13. des Heumonats 1729. ab, und begaben uns zu Lande auf 6. Meilen von dieser Stadt an das Ufer eines kleinen Flußes, der Rio de las Conchas genennet wird. Dieser Fluß dienet den indianischen Balsen anstatt eines Havens. Balsen nennet man eine Art von Flößern, die aus zweenen Kähnen, oder großen ausgehölten Bäumen bestehen, welche durch einige leichte Balken, die darüber hingehen, und die auf beyden Kähnen fest gemacht sind, zusammen gehalten werden. Man bedecket dieselben mit Bambos, und auf diesen Boden richtet man mit Flechten eine kleine Hütte auf, die mit Stroh oder Heu bedecket, und groß genug ist, um ein Bett, nebst dem andren für einen Reisenden unumgänglich nothwendigen Geräthe in sich zu enthalten. Es warteten unsrer 15. solche Balsen, und mehr denn 300. Indianer. Sie empfiengen uns mit Rührung der Trommel und klingenden Spiele, und mit allen

len Merkmaalen der lebhaftesten, und ausgelassensten Freude. Wir giengen bey einem sehr schönen Wetter zu Schiffe, welches acht Tage lang anhielt, ob wir gleich zu der Zeit mitten im Winter waren. Wir brachten diese Zeit zu, um das andre Ufer des Plataflußes zu erreichen. Da der Fluß in dieser Gegend über 10. Meilen breit ist, so ist es den Balsen nicht möglich denselben in gerader Linie zu durchstreichen. Die Indianer dürfen es nicht einmal wagen, allzuweit in den Fluß hinein zu gehen, denn es brauchte nichts weiter, als einen Windstoß um die Balse über den Haufen zu werfen. Man ist also genöthiget beständig am Lande weg zu gehen; und so bald sich der Wind erhebt, so steigt man geschwind ans Land.

Auf diese Art fuhren wir den Fluß bis auf 10. Meilen von dem Orte wo wir eingestiegen waren, hinauf, und da man auf dem Wege eine große Menge Inseln antrift, so schifften wir von einer zu der andren, bis wir endlich eine erreichten, die nur noch 7. oder 8. Meilen von dem andren Ufer entfernet war. Von daraus überließen wir uns dem Strome, welcher uns nach der Spitze Landes zuführte, wo der Fluß Uraguay in den Platafluß fällt.

Nachdem wir diese Gefahr überstanden hatten, so befanden wir uns auf dem Uraguayfluß, einer der größten Flüße in Amerika. Er ist so breit an dem Orte, wo er sich in den Platafluß ergießt, daß man kaum bey dem heitersten Wetter, von einem Ufer an das andre sehen kann. Der Reduction gegen über, wo ich mich gegenwärtig befinde, und welches 200. Meilen von dem Orte ist,

wo

wo er sich ergießt, brauchet man noch bey nahe eine ganze Stunde, um über denselben zu setzen.

Ob der Fluß Uraguay gleich nicht mit Sandbänken angefüllet ist, wie der Platafluß, so ist er doch voller Felsen, welche kaum die Oberfläche des Wassers bedecket, und die nicht weniger gefährlich sind. Deswegen bedienet man sich auch nicht der Tartanen, noch andrer Schiffe mit Seegeln auf demselbigen, wie auf dem Fluße Parana, sondern der Balsen, mit welchen man weniger Gefahr läuft. Wenn sie auch gleich an einen Felsen gerathen, so vermindert ihre Leichtigkeit die Heftigkeit des Stoßes. Ueber dieses haben sie bloß Ruder, und da die Kähne, auf welchen sie stehen, aus einem Stücke gehauen sind, so gehen sie nicht so leicht aus einander, wie die gewöhnlichen Barken. Die Balsen sind so leicht, daß sie oft über Felsenspitzen weg fahren, ohne im geringsten beschädiget zu werden, allein sie nutzen sich auch in kurzer Zeit ab.

Wir hielten uns einige Tage nahe an einem kleinen Fluße auf, den man Rio de las Vaccas nennet, um uns hier mit Fleische zu versehen. Ein spanischer Edelmann hat in dieser Gegend einen kleinen Wohnplatz aufgerichtet, wo er in einem Raume Landes von 10. bis 12. Meilen, daß er sich zu eigen gemacht hat, 20. bis 30000. Ochsen und Kühe besitzet. Er verkauft allen Reisenden davon, welche da vorbey gehen. Wir kauften ihm 70. junge Ochsen, von einer außerordentlichen Größe und Dicke, das Stück nicht höher als 36. Kreutzer ab. Dieses ist der gewöhnliche Preiß an allen diesen Gegenden, ausgenommen zu Buenos Ayres. Jede Balse hatte deren auf solche Art 4. oder 5. für

sich

sich, was man aber kaum glauben wird, so reichte dieser Vorrath nicht länger, denn 8. oder 10. Tage zu, welche Zeit wir brauchten, um bey der Reduction St. Dominico anzulangen, wo man sich von neuem mit Lebensmitteln versieht.

Die Indianer sind unersätlich im Essen. Ich habe auf einer einzigen Balse, einen ganzen Ochsen, von ziemlicher Größe in der Zeit von einem Tage verzehren sehen. Was mich verwundert, so höret man hier seltener von einer Unverdaulichkeit, als in Europa; und nichts sollte gleichwohl dieselbe eher erwecken können, als die Art, wie sie das Fleisch zurichten. Sie schlagen den Ochsen, oder die Kuh nieder, und in dem nämlichen Augenblicke ziehet der eine die Haut ab, und der andre haut das Thier in Stücken. Alles dieses geschieht in weniger denn einer Viertelstunde. Die Indianer zünden nahe dabey ein großes Feuer an, sie schneiden einige Aeste von Bäumen ab, woraus sie Bratspieße verfertigen, an welche sie 3. bis 4. Stücke Fleisch stecken. Diese Bratspieße stellen sie um das Feuer herum. Nach einer Viertelstunde nehmen sie das Fleisch wieder weg, da es noch nicht die Hälfte gar gebraten ist, und setzen sich um das Feuer herum es zu essen. Ein oder zwo Stunden darauf ist alles schon verdauet, und sie sind wieder so hungrig wie vorher.

Auf dem Fluße Uraguay, trift man gar oft linker und rechter Hand kleine Flüße an, wo die Indianer, wenn der Abend anfängt herein zu brechen, einlaufen können, um ihre Balsen die Nachtzeit über in Sicherheit zu stellen. Die erste Sorge, welche unsre Indianer trugen, so bald sie ans Land ge-

gestiegen waren, bestand darinnen, daß sie eine Gebetstätte von Zweigen aufrichteten, auf welche sie die Bildniße der heiligen Jungfrau Maria, und andrer Heiligen stellten, zn welchen sie eine besondre Andacht haben. So bald sie selbige mit Trommeln und Pfeifen begrüsset hatten, so stimmten sie das Ave maris Stella an. Hierauf beteten sie den Rosenkranz, die Litaney, und beschlossen alle ihre Gebeter mit einer bußfertigen Reuebekenntniß, welches von einem Missionarius vorgesprochen, und von ihnen mit Mund und Herzen nachgebetet wurde. Es gereichte uns zu einem besondren Troste, das Lob des Schöpfers mitten in diesen barbarischen Gegenden, von allen Seiten wiederschallen zu hören.

Nach verrichtetem Gebete, giengen unsre Indianer nach Vorrath aus; sie zündeten Feuer an, machten sich neue Bratspieße, steckten das Fleisch daran, und verzehrten selbiges gleich den Augenblick darauf. Sie breiteten darauf um das Feuer herum allerley Ochsenfelle, oder Tiegerfelle auf den Erdboden aus, auf welchen sie die ganze Nacht hindurch in tiefem Schlafe zubrachten. Das Feuer, außer daß es dieselben erwärmte, und vor den übeln Wirkungen der feuchten Luft verwahrte, diente auch dazu, die Tieger von ihnen abzuhalten.

Die Indianer erwachten sehr früh, und machten den Anfang des Tages mit einer guten Mahlzeit, und nachdem sie ihr Gebet gemeinschaftlich mit einander verrichtet hatten, so traten sie ihre Reise wieder an, und ruderten ohne Aufhören bis zur Mittagszeit fort. Alsdann stiegen sie wieder ans Land um Nahrung zu sich zu nehmen, und etwas

auszuruhen. So bald es die Missionarien verordneten, so machten sie sich wieder auf den Weg.

Der Fluß Uraguay ist sehr fischreich. Wir sahen mit Vergnügen zu, wie unsre Indianer verschiedene Fische mit Pfeilen tödeten. Wir nahmen auch auf diesen Fluße Meerwölfe wahr, und eine Art von Meerschweinen, die man Capigua nennet, von einem Kraute, welches diese Thiere sehr gern essen. Sie werden leicht zahm, und man gab mir deren zwey, die mir gar bald beschwerlich fielen, indem sie sich allzugemein machten.

Das Ufer dieses Flußes ist fast überall auf beyden Seiten mit Holze bedecket. Man sieht hier viel Palmenbäume, und andre Arten von Bäume, die in Europa nicht bekannt sind, und die das ganze Jahr hindurch grün bleiben. Auf diesen Bäumen erblicket man Vögel von allerley Größe und Farben, wovon die Beschreibung allzuweitläuftig fallen möchte. Ich will hier nur von einem einzigen reden, welcher seines kleinen Körpers wegen, nochmehr aber wegen der Schönheit seiner Farben sonderbar ist. Er ist nur halb so groß wie ein Zaunkönig, und von einer grünen Gold spiegelnden Farbe. Er flieget am Tage über beständig in der Luft, und ernährt sich bloß von Blättern, die er aussauget, indem er sich beständig mit seinen kleinen Flügeln in der Luft erhält. Seine Federn behalten so gar nach seinem Tode allen ihren Glanz, und die Spanier schicken gar oft diese kleine Vögel in Briefen nach Spanien.

Die Hölzer, von welchen ich geredet habe, sind mit Hirschen, Rehen, und wilden Schweinen angefüllet. Vierzig von unsren Indianern, tödeten

in wenig Stunden 35. von diesen letztern bloß mit Pfahlstöcken. Was man aber am gemeinsten antrift, dieses sind die Tieger. Sie setzen sich oft an das Ufer des Flußes, um die Balsen vorbey fahren zu sehen.

Die Tieger in diesem Lande sind weit größer, und auch weit wilder, als die in Afrika. Es ist noch nicht lange, daß die Indianer mir die Haut von einem Tieger brachten, den sie getödet hatten. Ich ließ sie gerade vor mir in eine Lage aufrichten, daß sie mir das Thier vorstellte, wie es sich auf seinen zween Hinterpfoten in die Höhe richtet, um seinen Feind anzufallen. Ungeachtet ich von einer ziemlichen Größe bin, so konnte ich doch kaum mit ausgestreckten Armen dessen Rachen erreichen. Doch ist es wahr, daß er von einer außerordentlichen Größe war. Ueberhaupt aber zu sagen, so habe ich gefunden, daß die Tieger in diesem Lande größer sind, als die, welche ich ehedessen in dem Thiergarten des Herzogs vou Parma gesehen habe. Sie sind auch weit schöner; denn die Grundfarbe ihrer Haut ist beynahe so glänzend wie Gold. Sie fliehen gemeiniglich vor den Jägern; wenn sie aber fühlen, daß sie verwundet sind, und sie sind nicht auf einmal zu Boden geleget worden, so fallen sie mit einer unglaublichen Wuth auf denjenigen loß, der sie verwundet hat, und man giebt vor, daß sie denselben mitten unter andren Personen sehr wohl zu unterscheiden wissen. Der Vater Michael Ximenez, Superior von diesen Missionen, war hiervon eines mals selbst ein Zeuge, wie ich es aus seinem eigenen Munde vernommen habe. Dieser Missionarius war mit drey Indianern auf der Reise,

 wel-

welche einen Tieger in ein kleines ganz einzelnes Gehölze hinein gehen sahen. Sie entschlossen sich in das Holz zu gehen, um ihn zu erlegen. Der Vater Ximenez begab sich auf die Seite, an einen Ort, wo er alles ohne Gefahr mit ansehen konnte. Die Indianer, welche dergleichen Jagden, oder Gefechte gewohnt sind, machten sich folgender Gestalt hierzu fertig. Zweene waren mit Lanzen bewaffnet, und der dritte trug eine Mußkete, und stellte sich damit zwischen die andren beyden. In dieser Ordnung rückten sie alle drey mit einander fort, und giengen um das ganze Gehölze herum, bis sie den Tieger endlich ansichtig wurden. Alsdann gab der, welcher die Muskete trug, Feuer, und traf das Thier an den Kopf. Der Vater Ximenez hat mich versichert, daß er in dem nämlichen Augenblicke, da der Schuß geschah, auch schon das Thier mit beyden Lanzen durchstochen erblicket habe. Denn so bald als es sich verwundet fühlte, so schoß es mit großer Heftigkeit auf denjenigen zu, welcher den Schuß gethan hatte. Die beyden andren Indianer, welche voraus gesehen hatten, was geschah, hielten sich mit ihren Lanzen fertig, um das Thier im vorbey gehen anzuhalten. Sie stachen ihn auch wirklich ein jeder auf seiner Seite mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit mit der Lanze durch und durch, und hielten ihn einige Augenblicke in der Schwebe.

Dieses Land wird gleichfalls sehr von Schlangen geplaget. Eine davon kam in die Balse des Vater Superiors, entweder indem sie auf dem Seile, mit welchen die Balse an einem Baume angebunden war, oder auf dem Brete hinein gekro-

chen war, welches man hingeleget hatte, um ans Land zu steigen. Da dieser Vater nicht davon fliehen konnte, ohne über die Schlange weg zu gehen, so war er sehr in Aengsten. Allein die Indianer kamen gleich zu Hülfe herbey gesprungen, und tödeten dieses gefährliche Thier. Viele Indianer müssen an dem Biße dieser Schlangen sterben. Man sagt dennoch, daß sie gemeiniglich davon kommen, wenn sie nur noch zu rechter Zeit zu einem gewissen Hülfsmittel gelangen können, welches ihnen die Fürsicht in gewissen Kräutern, sonderlich aber in der Narde vorbereitet hat, welche in gewissen Gegenden in Paraguay im Ueberfluße hervor wächst. Von dem Biße der Klingelschlange aber, versichert man, daß er durchaus unheilbar sey. Ich habe nur eine einzige von diesen Schlangen gesehen, welche von einer ungeheuren Größe war. Unsre Indianer wurden dieselbige unter den Oranienbäumen gewahr, unter welchen sie saßen, und tödeten sie in einem Augenblicke. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, die kleinen Beiner zu beobachten, welche diese Schlange an dem Ende des Schwanzes hat, und die, wenn das Thier fortkricht, einen Klang erregen, der demjenigen von einer Klingel sehr nahe kömmt. Man versichert, daß alle Jahre ein neues von diesen kleinen Beinern hervor kömmt.

Ungeachtet aller dieser Gefahr, so waren unsre Indianer nicht so bald ans Land gestiegen, als sie in diese dicken Hölzer hinein giengen. Ehe man sich dessen versah, so versammleten sie sich in verschiedene Haufen, ein jeder vor seiner Balse, sie setzten sich zum Essen, und schliefen hierauf mit

einer bewunderungswürdigen Sicherheit ein. Dieses ist ohne Zweifel noch ein alter Ueberbleibsel von ihrer alten Lebensart, und von ihrer ehemaligen Gewohnheit in den Wäldern zu leben.

Ich habe es für nöthig erachtet, alle diese besondren Umstände gleich hier anzuführen, um dir einen allgemeinen Begriff von diesem Lande beyzubringen, und um mich bey allen, was eigentlich auf unsrer Reise vorgefallen ist, desto länger aufhalten zu können.

Wir hatten die Wohnung des spanischen Edelmannes, von welchen ich Erwähnung gethan habe, noch nicht verlassen, als ein heftiger Sturm, welcher sich auf einmal erhob, einen Theil unsres Vorrathes ins Wasser warf; zum größten Glücke waren wir alle, der Kälte wegen, ans Land gestiegen. Allein alle unsre Balsen waren versunken, eine oder zwo ausgenommen, und man hatte viel Mühe sie wieder in den vorigen Stand zu setzen, sonderlich die meinige, welche man gänzlich einreißen mußte, um einen von den beyden Kähnen, welcher von der Gewalt des Wassers einen Riß bekommen hatte, wieder mit Bretern auszuflicken. Der Uraguayfluß sah damals nicht anders aus, als wie das ungestüme Meer.

Was uns aber die meiste Betrübniß verursachte, war, daß wir entdeckten, wie zweene von unsren Indianern an den Pocken krank waren. Diese Krankheit ist hier eben das, was in Europa die Pest ist. Wir sonderten sie den Augenblick von den andren ab, und wir erhielten die Erlaubniß sie mit einigen Leuten zu ihrer Wartung an dem Orte zu lassen, wo sie waren. Wir schmeichelten uns,

uns, daß dieses Unglück keine Folgen bey den andren Indianern hervor bringen würde, und machten uns also wieder auf den Weg.

In einer Zeit von 7. oder 8. Tagen erreichteten wir die Reduction S. Domenico Soriano, welche unter der Aufsicht der Väter Franciscaner steht. Der Pfarrherr war ein frommer Greiß, welcher uns mit allen nur möglichen Liebesbezeigungen empfieng; und er ließ so gar, da wir den Abend vor dem Feste des heiligen Ignatius angekommen waren, die Glocken läuten, um das morgende Fest anzukündigen, welches mit vielem Gepränge begangen wurde. Seine Indianer nahmen, sowohl als die unsrigen, Theil an diesem Feste.

Während der Zeit, daß wir uns mit diesen verehrungswürdigen Missionarius unterhielten, kam man uns zu hinterbringen, daß dreye von unsren Indianern die Pocken hätten. Einer davon starb noch denselbigen Tag. Ein Spanier war so gütig die beyden andren in seiner Wohnung aufzunehmen, welche nicht weit von S. Domenico entlegen war. Da wir befürchten mußten, was auch wirklich nur gar zu bald geschah, daß nämlich das Uebel unter unsre Leute auch komen möchte; so schickte der Vater Superior einen Boten zu Lande nach Yapeiu, welches von unsren Reductionen am wenigsten von S. Domenico entlegen war. Er gab demselbigen einen Brief mit, durch welchen er unsren Vätern die Gefahr zu erkennen gab, in der wir uns befanden, und dieselbigen bat, uns einige Indianer mit Lebensmitteln entgegen zu schicken, weil wir Gefahr liefen, unterweges bleiben zu müssen, wenn die Pocken noch weiter einge-

 rissen

rissen hätten. Nachdem wir auf solche Art uns vorgesehen hatten, so giengen wir wieder zu Wasser, und nach einigen Tagereisen fuhren wir an die andre Seite des Flußes, in der Hoffnung daselbst leichter Lebensmittel anzutreffen; denn die Ungläubigen, welche an den Ufern des Uraguayflußes wohnen, bringen den Vorbeyreisenden von sich selbst Fleisch zugetragen, für welches man ihnen nur ein wenig Leinwand, Toback, oder andre dergleichen Dinge geben darf. Wir sahen auch in der That gar bald einen Haufen von ihnen auf uns zukommen, welcher uns alles was er gejaget hatte, anboth. Das ganze Land beynahe, welches zwischen den beyden Flüßen Parana und Uraguay liegt, wird von einer großen Menge barbarischer Völker bewohnet. Die bekanntesten sind die von Bohanes, Martidanes, Manchados, Jaros, und von Charuas. Diese letztern machen das zahlreichste Volk aus. Die Charuas sind alle sehr leicht bekleidet, und haben keinen beständigen Ort ihres Aufenthalts. Sie sind beynahe beständig zu Pferde, mit einem Bogen, einer Keule oder einer Lanze bewafnet, und regieren ihre Pferde mit einer besondren Geschicklichkeit. Im übrigen gilt alles, was ich hier von den Charuas gesagt habe, auch von den andren wilden Völkern in Paraguay.

Eines Tages als wir wieder auf die rechte Seite des Ufers hinüber gefahren waren, sahen wir eine große Menge von Guanoas auf uns zukommen. Dieses ist ein sehr zahlreiches Volk, welches einen guten Theil des Landes, das zwischen dem Fluße Uraguay, und dem Meere gelegen ist, bewohnet. Ich wurde unter ihrem Haufen ein Kind gewahr,

welches auf seinem Pferde wie im Bette schlief. Es hatte seinen Kopf auf des Pferdes Halse, und beyde Beine kreuzweis über einander auf dem Rücken des Pferdes liegen, und so sah es uns alle mit einander ganz verwundert an. Es hatte keine andre Kleidung an, als eine kleine Scherpe, die von der rechten Schulder bis unter den linken Arm gieng, und an der ein lederner Beutel hieng, in welchem es vermuthlich seine Lebensmittel hatte. Nachdem es uns einige Zeit angesehen hatte, so richtete es sich auf dem Pferde wieder auf, und verschwand wie ein Blitz. Wir verwunderten uns um so viel mehr über dieses schnelle Jagen, da es weder Sattel noch Steigbiegel, noch Sporen, ja nicht einmal eine Ruthe in der Hand hatte, um das Pferd zu regieren. Um wieder auf die Charuas zu kommen, da sie unaufhörlich der Luft und dem Wetter ausgesetzet sind, so haben sie eine sehr bräunliche Gesichtsfarbe. Ihre Haare sind sehr lang, und unordentlich in einander gemenget. Man kann die vornämsten unter ihnen gar leicht an einigen kleinen Stücken Glas erkennen, welche in dem Kinne eingefasset sind. Man trifft verschiedene unter ihnen an, die kaum zweene Finger an jeder Hand haben, weil sie sich jedes mal, wenn einer von ihren Befreunden stirbt, ein Glied am Finger abschneiden. Jedoch dieser barbarische und lächerliche Gebrauch fängt nunmehro an bey den meisten dieser Völker abzukommen. Den Weibern liegt ob, für alle Nothwendigkeiten der ganzen Familie Sorge zu tragen. Sie tragen allen Hausrath, wenn man sich von einem Orte zum andren begiebt. Außer dieser Last tragen sie gemeiniglich

noch ein oder zwey Kinder auf ihren Rücken, und sie gehen beständig zu Fuße, während das ihre Männer zu Pferde sitzen, die nichts als ihre Waffen und einigen Vorrath zu tragen haben. Dieses barbarische Volk bauet die Erde nicht, und lebt bloß von einigen wilden Früchten, und von Ochsen, womit das Land angefüllet ist. Die Pampas, welche Nachbarn von Buenos Ayres sind, essen, wie man sagt, zum wenigsten eben so viel Pferde als Ochsen.

Die beständig herumirrende Lebensart dieser Völker ist eine von den größten Hindernißen ihrer Bekehrung. Man hat es vielmals, aber allezeit vergebens versuchet, sie zusammen zu bringen, und wenn sie ja zuweilen den dringenden Anhalten der Missionarien Gehör gegeben haben, so hat dieses nicht lange gedauret. Man hatte es so weit gebracht, zwo Reductionen, eine zu Charuas, unter dem Namen und Anruffung des heiligen Andreas, und eine andre bey den Guanos, unter der Benennung JEsus und Maria aufzurichten; allein eines Morgens, als man in dieser letztern die Glocken geläutet hatte, um das Volk, wie gewöhnlich zur Kirche zu ruffen; so erstaunte der Missionarius nicht wenig, als er keinen einzigen Menschen kommen sah. Er gieng aus seinem Hause heraus, um zu sehen, was an diesem außerordentlichen Zufalle schuld sey, und fand, daß sich alle diese Indianer während der finstren Nacht in den Wald begeben hatten. Die andre Reduction hatte gleichfalls kein besseres Schicksal. Dem ungeachtet werden noch von Zeit zu Zeit einige von diesen Unglaubigen bekehret, welche sich in den alten Reductionen nie-

niederlassen. Die Missionarien welche durch den schlimmen Erfolg den ihre Versuche so oft bey diesen Völkern gehabt haben, ganz abgeschrecket worden sind, haben nunmehro ihre Absicht auf die Seite der Guagnanas gewendet, ein Volk, welches sehr tief ins Land hinein wohnet, und bey welchem man größere Früchte zu ärnten hoffet.

Zwo Sachen tragen sonderlich viel dazu bey, daß die Jaros und Charuas bey ihrer Widerspenstigkeit verharren. Erstlich der Haß gegen die Spanier; denn sie wissen, wieviel es ihnen in alten Zeiten gekostet hat, ihre Freyheit zu vertheidigen, und sie fürchten sich beständig, daß man sie zu Sclaven machen wolle. Zum andren das unordentliche Leben dieser nämlichen Spanier. Die wilden Völker welche jetzo im Frieden mit ihnen leben, handeln frey in ihre Städte, und die verderbten Sitten, welche sie in demselben wahr nehmen, dienet ihnen zu einem Vorwande in ihrem Unglauben zu verharren. Es nehmen auch viele Glaubensverläugner ihre Zuflucht zu ihnen; denn es sind nicht alle Indianer in den Reductionen eifrige Christen. Einige die, wenn sie ein allzu böses Leben führen, eine harte Strafe zu befürchten haben, wenn sie sich nicht bessern, und die sich hiezu nicht entschließen können, fassen gar leicht den Entschluß zu den Ungläubigen über zu gehen. Es giebt auch Spanier, welche sich zu ihnen schlagen, entweder um den Verfolgungen der Gerechtigkeit zu entgehen, oder um desto freyer leben zu können. Man kann leicht denken, daß diese elenden Ueberläufer den Ungläubigen keinen allzu vortheilhaften Begriff von der christlichen Religion beybringen werden.

Als wir eines Tages an dem einen Ende eines Waldes still hielten; so kam ein Haufen von den Charuas, um uns Lebensmittel anzubiethen. Alle ihre Häupter hatten Namen von Heiligen. Ihr vornähmster Cacike hies Dom Simon. Nichts war lächerlicher anzusehen, als seine Kleidung. Er hatte eine Art von Mantel um, welcher aus verschiedenen Stücken zusammen geflicket war, davon einige aus alten Flecken von vergoldeten Leder bestanden, und in der Hand hielt er einen schwarzen Stab mit messingen Bleche ausgezieret, den er sehr ernsthaft bewegte. Sonderlich aber schien es, als ob ihm sein Mantel ungemein viel Stolz einflößte. Zweene andre nennten sich der eine Johannes, und der andre Franciscus. Dieser letzte redete ziemlich gut spanisch. Sie waren beyde Söhne von einem ehrlichen Greiße, welcher allen in der Reduction des heiligen Franciscus von Borgia mit seinem guten Beyspiele vorgieng. Dom Simon, welcher einem Missionarius, der ihm mit einigen europäischen Kleinigkeiten ein Geschenk gemacht hatte, seine Erkenntlichkeit zeigen wollte, überreicht demselbigen ein halbes Kalb, auf welchem er an statt eines Sattels auf dem Pferde saß. Einige Missionarien wollten mit den Ungläubigen von der Religion sprechen; allein diese antworteten ganz kaltsinnig, daß sie Aeltern hätten, und daß es ihnen nicht erlaubt sey, selbige zu verlassen. Ein andrer, in welchen ein Missionarius sehr stark drang, daß er sich bekehren sollte, weil er sonst in die Hölle fahren würde, gab ihm zur Antwort; desto besser, so wird mich nach meinem Tode nicht mehr frieren. Durch eine solche Antwort bringen sie sehr oft

oft den eifrigsten Prediger des Wortes GOttes in Verwirrung.

Unterdessen rückten wir aus Furcht von den Pocken unterweges aufgehalten zu werden, mit starken Tagereisen immer weiter. Unsre Furcht war nur allzu wohl gegründet; und es befanden sich dreye bis viere von unsren Indianern krank. Wir brachten sie ganz allein in einen Kahn, welcher uns von weiten nachfolgen mußte. Allein alle unsre fürsichtigen Anstalten waren vergebens. Den 20. August wurden auf einer einzigen Balse zwölf Indianer krank, und die Seuche fieng schon an die andren gleichfalls anzustecken. Man kann sich leicht einbilden, wie groß damals unsre Bestürzung gewesen seyn müsse. Wir waren noch 100. Meilen von unsren Missionen, und durften nicht die geringste Hülfe von den Ungläubigen erwarten, als welche, so bald als sie gewahr wurden, daß wir Kranke bey uns hatten, sich sogleich aus dem Gesichte verloren, und niemals wieder kamen. Wir faßten den Entschluß immer weiter zu reisen, und uns so viel als nur möglich Rapeiu zu nähern, um bey der Hand zu seyn die Lebensmittel zu empfangen, die man uns etwann schicken möchte. Die Kranken ließen wir an dem Orte, wo wir damals waren. Allein der Entschluß den wir ergriffen, war nicht ohne Schwierigkeiten. Der Vater Ximenez unser Superior war der einzige, welcher die Sprache der Indianer verstand. Wenn er mit uns reisen sollte, so blieben die armen Kranken, ohne alle Hülfe, und hatten niemanden, welcher sie hätte mit den heiligen Sacramenten versehen, noch ihnen in der Bedürfniß beystehen können.

Wenn

Wenn der Vater Ximenez bey ihnen geblieben wäre, so hätte man die Indianer von den andren Balsen der nämlichen Gefahr ausgesetzet, als welche eben sowohl krank werden, und eines Beichtvaters nöthig haben konnten.

Wir waren noch in dieser zweifelhaften Unruhe, als sich zehn großmüthige Indianer zum Dienste der angesteckten Kranken anbothen. Sie begaben sich ohne Aufschub zu denselbigen, und der Vater Ximenez versah sie alle, so gar die Gesunden um allen Zufällen vorzubauen mit den heiligen Sacramenten. Er ließ ihne hierauf Lebensmittel im Ueberfluße zurück, und begab sich wieder zu uns. Die Zehn Indianer trugen so viel Sorge für die Kranken, daß sie durch eine Art von Wunderwerken, mehr als die Hälfte beym Leben erhielten. Nachdem sie die Toden begraben hatten, so brachten sie die Gesunden auf zweene Kähne, denn die Balse welche man ihnen gelassen hatte, war untüchtig geworden, und solcher Gestalt näherten sie sich nach und nach dem ganzen Haufen. Allein alle diese großmüthigen Neubekehrten wurden hernachmals selbst mit dieser Krankheit überfallen; sie starben alle bis auf einen einzigen, und holten im Himmel die Belohnung ihres heldenmüthigen Liebesbezeigens.

Unterdessen gelangten wir in einer Zeit von fünf bis sechs Tagen an der Durchfahrt von Jtu oder Aricisse an, denn sie hat diese beyden Namen. Der Fluß Uraguai wird in dieser Gegend von einer Reihe von Felsen durchschnitten, von welchen das Wasser mit so vieler Heftigkeit, und so starken Geräusche herab fällt, daß man selbiges einige Meilen davon

davon hören kann. Da sich aber das Wasser gleichwohl durch verschiedene Ausgüsse ergießt, so suchen die Indianer die bequemsten Canäle, wo sich das Wasser nach und nach ergießt, und nicht mit solcher Heftigkeit herab schießt. Dem ungeachtet ist es nicht zu beschreiben, wieviel Mühe ihnen diese Durchfahrt verursachet. Sie sind genöthiget die Balsen mit Seilen hinauf zu ziehen. Einige stellen sich ans Ufer, andre auf die Spitze der Felsen, die meisten aber steigen in den Fluß, und die Balse von Hinten zu nach zu schieben, oder mit den Schultern zu unterstützen. Auf die Weise schleppen, oder tragen sie dieselbige von Felsen zu Felsen, bis sie selbige wieder aufs Wasser bringen. Diesen beschwerliche Durchfahrt hält dieselbigen bisweilen zweene ganze Tage auf.

Die Pocken fiengen von neuem an sich spühren zu lassen. Die meisten Balsen fuhren in einen kleinen Fluß hinein, welcher sich ungefähr eine halbe Meile ehe man an die Durchfahrt von Ariciffe kömmt in den Fluß Uraguai ergießt. Die Leute von meiner Balse, und von einigen andren hielten dafür daß es besser wäre, diese beschwehrliche Fahrt in einem fort zurück zu legen, zu der Zeit da sie noch gesund wären. Ueber dieses hätten sie sich gern von den andren Balsen entfernen mögen, auf welchen die Seuche herrschte. Allein dieses war umsonst, denn in wenig Tagen hatten wir bis 60. Kranke, und bald darauf 114. folglich war es unmöglich unsren Weg fort zu setzen. Wir schickten einen Indianer zu Lande nach Napeiu um unsren Vätern von unsrem Zustande Nachricht zu bringen, und die Beyhülfe an Lebensmitteln zu beschleu-

schleunigen, die wir von daraus erwarteten, und die uns von Tage zu Tage nothwendiger ward.

Wir trugen alle nur mögliche Sorge für die Kranken, welche wir nicht mehr verließen. Die Leute von jeder Balse hatten eine oder zwo Hütten von Stroh aufgerichtet, so wohl um ihre Kranken vor der strengen Luft zu bewahren, als auch um sie von den andren desto besser abzusondern, welche noch gesund waren. Der Vater Ximenez war mit dem großen Haufen eine Meile unterhalb des Ortes geblieben, wo wir uns befanden. Er kam zu Lande unsre Kranken Beichte zu hören; hernach begab er sich wieder zu den seinigen. Bis hieher hatte ich noch niemals das heilige Sacrament des Abendmahls, noch der letzten Oelung ausgetheilet. Allein in kurzer Zeit hatte ich hier Gelegenheit genug dieses zu lernen; denn in einem einzigen Morgen, mußte ich, nachdem ich die heilige Messe, so wie es alle Tage geschah, auf einem Altare, den man mit sich tragen konnte, gelesen hatte, dreyzehn von unsren Indianern mit den letzten Sacramenten versehen. Die Kranken lagen Haufenweise einer auf dem andren. Man mußte sich, um ihnen die Sacramente zu reichen bis auf die Erde bücken, mitten durch sie weg gehen ohne bey nahe Platz dazu zu finden, sie mit vieler Behutsamkeit umwenden, um ihne, die letzte Oelung zu geben ohne, ihnen weh zu thun. Sie hatten kaum noch ein Ueberbleibsel von einer menschlichen Gestalt. Ich muß bekennen, daß mir diese Verrichtung sehr sauer und ekelhaft vor kam. Die Pocken, so wie sie in Europa gewöhnlich sind, können einem nur einen sehr schwachen Begriff von diesen

hier

hier beybringen. Eines Tages als man einen Verstorbenen, um ihn aus der Hütte zu schaffen, und zu begraben bey den Beinen ergriff, so zog sich die Haut von dem Fleische herunter, und blieb in den Händen der liebesvollen Christen, welche diese beschwerliche Sorgfalt über sich nehmen wollten; woraus man einigermaaßen von der Größe dieses Uebels urtheilen kann.

Alle Balsen fuhren endlich mit den wenigen Indianern, welche noch übrig geblieben waren, durch den Ariciffe. Man errichtete in Eil 24. Hütten am Fuße eines kleinen Hügels für die Kranken, und welche alle damit angefüllet wurden. Dieses sah von weitem den Horden der herumziehenden ungläubigen Völker nicht unähnlich. Wir thaten einige Tage hindurch sehr inbrünstige Gebeter zu GOtt um ihn zu bitten, daß er diese schreckliche Züchtigung aufhören lassen möchte. Allein der Himmel schien gegen unser Gebet unempfindlich zu seyn. Ohne Zweifel wollte er uns durch diesen strengen Anfang zu der künftigen Arbeit der Mission geschickt machen, und den inbrünstigen Eifer dieser frommen Indianer belohnen. Denn sie starben alle, als wie warhaftig Auserwählte. So bald sie merkten, daß sie krank waren, so verlangten sie die heiligen Sacramente, und empfiengen dieselbigen mit einer recht bewunderungswürdigen Andacht. Niemals entfuhr ihnen das geringste Wort, wodurch sie sich beklaget hätten, und man hörte sie nichts als die heiligen Namen JEsus und Maria mit einer sterbenden Stimme hervor bringen.

Ich reichte eines Tages das heilige Sacrament der letzten Oelung einem dieser Indianer, welcher in Bereitschaft stand den Geist aufzugeben. Ein andrer lag neben ihm, und hatte ihrer Gewohnheit nach das Gesicht unter der Bettdecke verstecket. Er rufte mich, und da er ein wenig spanisch verstand, so verlangte er mein Kreuz zu küssen um den völligen Ablaß zu erlangen. Ich befriedigte ihn so gleich, und dieser fromme Mensch bedankte sich dafür mit den allerrührensten Ausdrückungen. Er versprach mir, daß er sich meiner im Paradiese erinnern würde; mit einem Worte, er sagte mir so viel Dinge, deren eines immer beweglicher war, als das andre, daß ich vor Weichmüthigkeit Thränen vergießen mußte. Dieser fromme Indianer starb einige Augenblicke darauf in der größten GOttesfurcht.

Ein ander Indianer, der schon bey gutem Alter war, und bey dem Seinigen in großem Ansehen stand, befand sich dem Tode nahe. Er ließ alle Leute von seiner Balse vor sich kommen, und sagte zu ihnen, laut genug, um von allen verstanden zu werden, daß er sehr zufrieden stürbe, da dieses auf dem Wege geschähe Missionarien in sein Land zu führen. Er beschwor seine Landsleute die Väter niemals, unter was für einem Vorwande, daß es auch seyn möchte, zu verlassen. Denn wenn es euch auch das Leben kosten sollte, fügte er noch hinzu, so seyd ihr doch wenigstens sicher, nicht ohne die heiligen Sacramente zu sterben; und ich kann euch aus meiner eignen Erfahrung versichern, daß dieses der größte Trost sey, den ein Christ auf dem Todesbette empfangen kann. Die

Die meisten dieser Neubekehrten, ließen ehe sie starben, dergleichen Reden hören. Die andren Indianer, wurden sehr lebhaft dadurch gerührt. Ob sie gleich von allen Seiten mit dem gräulichsten Schrecken des Todes umgeben waren; so gerieth dennoch kein einziger in die Versuchung zu den Ungläubigen überzugehen. Nichts würde ihnen gleichwohl leichter gefallen seyn; und sie würden sich dadurch so wohl vor dem Hunger, als vor der Seuche in Sicherheit gesetzet haben: allein sie hielten alle standhaft bey uns aus; und sahen es ohne beweget zu werden mit an, wie einer nach dem andren von ihnen von dieser schrecklichen Seuche ergriffen ward. Ein Missionarius traf unter einem Baume einen von den Indianern an, welcher seufzete und klagte. Der Vater fragte ihn was die Ursache seiner Betrübniß wäre? Ich weine, antwortete der Neubekehrte, daß ich sehen muß, wie ihr Väter euch an einem so wüsten Orte, so weit von eurem Vaterlande, so vieler Gefahr und Ungemächlichkeit aussetzet, um uns armen Indianern beyzustehen.

Es ist wahr, daß diese Neubekehrte sehr empfindlich dadurch gerührt wurden, wenn sie sahen, wie die Missionarien Tag und Nacht bey den von der Pest angesteckten Kranken wachten, und selbigen mit so viel Eifer sowohl an der Seele, als am Leibe Hülfe leisteten; wie sie sich aus Liebe für ihre werthen Nenbekehrten ihrer Bettdecken und andrer, bey so rauhen Wetter, und an einem so unbequemen Orte noch nöthiger Dinge beraubten. Gleichwohl muß ich gestehen, daß die Indianer, sonderlich aber die Krankenwärter uns in dem emsi-

gen Eifer die Kranken zu warten nichts nachgaben. Ich sah mich mehr als einmal genöthiget, dem unvorsichtigen Eifer des meinigen Einhalt zu thun. Kaum daß er des Nachts einige unterbrochene Augenblicke schlief; und auf solche Art überließen sich mehrere ihrer unmäßigen Begierde diese frommen Pflichten zu erfüllen.

Einer unter ihnen mit Namen Ticu that sich sonderlich vor allen andren hervor, und brachte Tag und Nacht mit Pflegung der Kranken, und Begrabung der Todten zu. Da er alle Gräber ohne die dazu gehörigen Werkzeuge hatte graben müssen, so waren ihm von dieser sauren Arbeit die Arme dergestalt aufgeschwollen, daß er dieselbigen zu nichts brauchen konnte. Der Vater Ximeues rieth ihm er sollte sich etwas mehr schonen, weil er sonst augenscheinlich Gefahr liefe auch krank zu werden. Mein Vater, antwortete dieser Indianer, GOtt ist mächtig genug, um mich wenn er will, vor der Pest zu bewahren; wo nicht, so geschehe sein Wille; ich bin Krankenwärter, ein jeder von meinen Augenblicken gehöret den Kranken. Er wurde auch endlich von der Seuche angestecket, und es war nicht anders, als wenn alles Uebel von allen denjenigen die er begraben hätte, auf ihn zurück gefallen wäre. Ein jeder, sonderlich aber alle Missionarien nahmen sehr viel Antheil an seiner Gesundheit. GOtt schenkte ihm endlich dieselbige für das Beste der andren Kranken wieder, welchen er auch wie zuvor Beystand leistete, so bald er im Stande war aufzustehen.

Unterdessen geriethen wir in den äußersten Mangel an Lebensmitteln. Endlich langten die so lange

von

von Rapein erwarteten Lebensmittel in zween beladenen Balsen auf dem Fluße an. Diese Missionarien hatten den Indianern, welche diese Balsen führten sehr weislich anbefohlen, sich uns nicht allzusehr zu nähern, von allen Dingen aber keine Gemeinschaft mit den angesteckten Kranken zu haben. Sie hatten ihnen den Befehl ertheilet in einiger Entfernung von dem Orte wo wir uns befanden still zu halten, die Lebensmittel ans Land zu setzen, und uns davon Nachricht zu ertheilen. Sie waren auch wirklich 3. Meilen von uns stehen geblieben; allein sie hatten etliche Tage verzogen, ohne uns ihre Ankunft wissen zu lassen, indem sie darauf gewartet hatten, daß wir zu ihnen schicken würden, die Lebensmittel die sie mit sich gebracht, abholen zu lassen. Als eines Tages zweene von unsren Indianern in diese Gegend auf die Jagd ausgegangen waren, so trafen sie eine von diesen beyden Balsen an, sie erkannten so gleich die Leute auf derselbigen, und brachten uns davon Nachricht, da wir sonst wohl nicht errathen haben würden, daß unsre Hülfe so nahe wäre. Einige Tage darauf erhielten wir eine gute Anzahl Ochsen zu Lande, so, daß wir nunmehr anfiengen uns wieder zu erholen.

Allein es folgten gar bald neue Trübsale dem Troste nach, den uns der Himmel zugestanden hatte. Wir wurden von einem noch heftigern Sturme angefallen, als der erste gewesen war; unsre Balsen versunken bey nahe, und wurden dergestalt vom Wasser übel zugerichtet, daß wir sechse davon gänzlich entzwey schlagen mußten. Ein Theil unsrer neu angekommenen Lebensmittel gieng auf die-

se Art zu Grunde, einer von unsren Vätern, welcher einen kleinen Kasten den der Strohm mit weg nahm zurück halten wollte, wäre bey nahe ertrunken. Allein was uns am meisten schmerzte, dieses war der Verlust des heiligen Oels, das wir niemals wieder finden konnten.

Auf den Sturm folgten die Tieger, welche der Geruch des Fleisches herbey gelocket hatte. Unsre Missionarien trafen verschiedene davon in dem nahe liegenden Holze an; sie kamen aber noch mit der Flucht davon. Diese wüthenden Thiere statteten uns sehr oft des Nachts Besuch ab. Einer kam in die Hütte, wo zweene Kranke lagen; zum Glücke lag ein Stück Rindfleisch neben ihnen, welches der Tieger davon trug, ohne ihnen den geringsten Schaden zuzufügen. Ein andrer kam in einen Kahn, wo ein Mensch unter einer Ochsenhaut schlief; Als derselbe fühlte, daß ihn das Thier mit Füßen trat, so that er einen lauten Schrey, worauf selbiges vor Furcht davon lief. Unsre Indianer tödeten zweene Tieger, und brachten uns einen jungen, ungefähr von einem Monate, den sie lebendig gefangen hatten. Ich habe niemals ein wilderes Thier gesehen. So klein er war, so schäumte er schon vor Wuth, er brüllte beständig, und fuhr wüthend auf alle diejenigen loß, die sich ihm näherten, so gar auch auf die, welche ihm zu fressen brachten. Da wir also sahen, daß es unmöglich war ihn zu zähmen, und befürchten mußten, daß er andre Tieger herbey locken möchte, so ersauften wir ihn in dem Fluße.

Zu den Tiegern kamen noch die Ameisen. Da die Balsen lange Zeit an einem Orte geblieben wa-

waren, so waren viele tausend von diesem Geschmeiß in dieselbige gekommen, welche uns auf das äußerste plagten. Die Geduld war das einzige Mittel, welches uns bey so vielen Uebeln übrig blieb.

Es war nunmehr schon drey Monate, daß wir von Buenos Ayres abgereiset waren. Zweene davon hatten wir in dieser Wüsteney bey den Kranken zugebracht. Wir warteten alle Tage auf die Verordnungen des Vaters Superiors, dem wir eine umständliche Nachricht von unsrem gegenwärtigen Zustande zugeschicket hatten. Von 340. Indianern, die uns zu Buenos Ayres abgeholet hatten, waren nur 42. welche die Blattern nicht gehabt hatten; 179. waren gestorben, und die andren befanden sich im Stande der Besserung. Seit einiger Zeit hatten wir fast keine Kranken mehr, so, daß diese Pest nunmehr aufgehöret zu haben schien. Einige Missionarien nur befanden sich nicht wohl, und man befürchtete sonderlich von zweenen, daß sie nicht im Stande seyn würden, den übrigen Theil der Reise zu vollenden, wenn man sie länger in dieser abscheulichen Wüsteney ließe. Der Vater Superior hatte nicht so bald unser Schreiben erhalten, als er uns einen Missionarius und vier Balsen zusendete. Er hatte diesem Missionarius anbefohlen mit dem Vater Ximenes so lange bey unsren Indianern zu bleiben, bis sie eine strenge Quarantaine ausgestanden hätten, damit die Pest nicht unter die Missionen kommen möchte, wie es im Jahre 1718. geschehen war, wo dieselbige über 50000. Indianer hingerissen hatte. Er verordnete auch, daß alle Missionarien, welche bis

hieher unter den Kranken gewesen waren, alles was sie auf dem Leibe trugen ausziehen und verbrennen, und die neuen Kleider anlegen sollten, die er ihnen schickte.

Während der Zeit kam der Vater der Provinz auch an. Er hatte Zeit genug gehabt, von Cordua wieder zurück zu kommen, und uns einzuholen, nachdem er zu Buenos Ayres zu Schiffe gegangen war, und die Missionen zu Uraguai zu besichtigen. Er konnte alles was uns unter Weges begegnet war, nicht mit anhören ohne sehr empfindlich gerühret zu werden; Er hatte uns alle mit sich aus Europa hieher gebracht, und sah uns wie seine Kinder an, für welche er eine außerordentliche Zärtlichkeit hegte. Wir eilten uns einzuschiffen, und ihm zu folgen. Unsre erste Sorgfalt gieng dahin die neuen Kleider anzulegen, die man uns gebracht hatte, welche aus schwarz gefärbter Baumwolle gemacht waren. Wir schifften uns auf drey Balsen ein, und man konnte sich kaum in denselbigen umwenden, so eng waren sie. Die Kleider und Schuhe waren desto weiter, da sie von Leuten gemacht worden waren, die uns niemals gesehen, und die weder Zeug, noch Leder gesparet hatten.

Wir nahmen also unsren Weg mit dem Vater der Provinz nach den Missionen, welcher, ehe wir verreißten, die Neubekehrten tröstete, und die 40. Indianer, welche gesund waren auf zwo Balsen besonders, die Genesenen aber an der Zahl 121. auf fünf andre Balsen steigen ließ. Sie sollten aber erst zweene bis drey Tage nach uns abreisen, und es war ihnen befohlen worden, ihre

Reise so einzurichten, daß sie nicht eher auf 30. Meilen von Yapeiu anlangeten als bis ihre Quarantaine völlig vorbey seyn würde.

Solcher Gestalt war unsre müheselige Arbeit zu Ende. Wir kamen in der Helfte des Wintermonats in der Reduction der Heil. drey Könige, oder zu Yapeiu an. Dieselbe besteht ungefähr aus 1200. Familien. Ich will mich dabey nicht aufhalten, alle Freudensbezeugungen noch die öffentlichen Feste zu beschreiben, welche diese guten Indianer die zwey oder drey Tage über anstellten, die wir bey ihnen zu brachten. Wir theilten uns an diesem Orte, um uns ein jeder in die Reduction zu begeben, die ihm angewiesen worden war. Ich erhielt für meinen Theil die von St. Marja 80. Meilen von Yapeiu gelegen. Ich kam daselbst den ersten des Christmonats 1729, an, drey Jahr und vier Monate nach meiner Abreise von Bologna. Ich wurde daselbst von dem Vater Jacob Ignaz Altamirano empfangen. Dieses ist ein alter siebenzigjähriger Greiß, dem seine Geburt, noch weit mehr aber seine Wissenschaft und seine Tugend ein schönes Ansehen gaben. Es wurde mir schwer fallen, wenn ich alle Liebkosungen beschreiben wollte, mit welchen mich die Indianer empfiengen. Sie waren mir ziemlich weit entgegen gegangen, und liefen Haufenweise zusammen um mich zu sehen. Der eine küßte mir die Hand, der andre wünschte mir Glück daß ich gesund und wohl nach so vielen Gefährlichkeiten bey ihnen angekommen wäre, jene bedankten sich bey mir, daß ich von so weiten gekommen sey, und über Paraguay zu, das ist, das Meer gefahren wäre, und mein Vaterland Gnandi rahu-

vai,

vai, das ist aus Liebe zu ihnen verlassen hätte. Die Freude, welche ich empfand, endlich das so lange gewünschte Ziel erreichet zu haben, machte, daß ich alle vorhergegangenen Beschwerlichkeiten vergaß. Das einzige was mir noch eine Mühe machte, war die Schwierigkeit ihre Sprache zu erlernen. Ich habe mich mit solchen Ernste darauf geleget, daß ich seit zweenen Monaten an dem Catechismus für die Kinder arbeite. Dieses ist das einzige, wozu ich gegenwärtig fähig bin; allein vielleicht ist es auch das geringste nicht, was man in diesem Lande unternehmen kann. Ich habe beständig eine große Menge Zuhörer, denn die Anzahl der Kinder erstrecket sich in dieser Reduction auf 1962. wovon 1002. Knaben sind. Ob ich gleich bisweilen ein Wort für das andre hervor bringe, verstehen sie dennoch ziemlich wohl, was ich sagen will, so wie ich sie gleichfalls verstehe, wenn sie mir antworten. Ich gebe denjenigen, welche am besten antworten Bilder, und sie gehen alle sehr zufrieden von mir.

Dieses mag genug seyn wenn es dir gefällig ist. liebster Bruder; ich würde sonst nicht fertig werden, wenn ich einmal von den Indianern in unsren Reductionen anfienge. Ich habe dir schon eine sehr umständliche Nachricht von diesen Missionen überschicket. Nach allem was ich bis hieher gesehen habe, kann ich dich versichern, daß sie sehr getreu ist. Lebe wohl! Ich bin

Dein gänzlich ergebenster Bruder

Cajetan Cattaneo,

aus der Gesellschaft JEsu.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cattaneo, Gaetano

Briefe des C. Cattaneo S. Jesu an den Herrn Cattaneo seinem Bruder

Wien u.a. 1756

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th H 1502A#(Beibd.
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11286569-2
VD18 12386715-001